Anekdoten

von

Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen.

Erstes Bändchen.

Stuttgart 1836.
Franz Heinrich Köhler.

Anekdoten

von

Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen.

Erstes Bändchen.

Stuttgart 1836.
Franz Heinrich Köhler.

B S B
MÜNCHEN
07/90/236

Napoleon.

1.

Im Jahr 1805 und früher noch, war es fast in ganz Teutschland allgemein geworden, daß wenn der Kaiser Napoleon eine Stadt oder Städtchen durchreiste, man ihn durch eine Menge Ehrenbezeigungen empfing. Daß die Art und Weise, wie dieses hier und da, zumal in kleinern Städten, die ihren größern Schwestern nichts nachgeben wollten, oftmals höchst drollig geschah, und den ernsthaftesten Menschen zum herzlichen Lachen reizte, verdient wohl hier keiner weiteren Versicherung. Ein Pröbchen hiervon ist folgende in dem ***schen Städtchen X*** im Jahr 1807 vorgefallene Scene.

Napoleon rückte gegen 1 Uhr Nachmittags in jenes Städtchen ein, wo die Bürger auf einer Brücke eine Ehrenpforte von Fichtenbüschen gebaut hatten, die mit Papierblumen und Streifen von dergleichen Papier geschmückt war.

Unter der Ehrenpforte stand der Bürgermeister mit mehreren Magistratspersonen in braunen Mänteln von höchst verschiedener Nüance und Alter. (denn einige waren mit dunklern Flicklappen versehen) Ihr Kopfputz bestand aus großen dreieckigten Hüten von gleichem Kaliber wie die Mäntel ꝛc. Der Bürgermeister, ein langer hagerer Mann mit einem sehr langen Zopfe, der Napoleon bald seine Contenance genommen hätte, wie er später versicherte, hielt eine Anrede an Napoleon, während welcher

ein Trupp Musici, auf einem auf der Ehrenpforte angebrachten Gerüste, den Choral: „Nun danket alle Gott" mit Pauken und Trompeten so gräßlich stark zum Besten gab, daß auch des Bürgermeisters nächster Nachbar kein Wort von seiner Rede hätte verstehen können, vielweniger aber Napoleon, der eine kleine Distance zwischen sich und dem Bürgermeister hatte.

Nachdem, wie es schien, des Bürgermeisters Rede beendigt war, und die Musik eine kleine Pause machte, bedankte sich Napoleon für diese Aufmerksamkeit, sagte dem Magistrat einige Artigkeiten, während welchen er sich des Lachens jedoch kaum enthalten konnte, und ritt nun so nach der Stadt zu, die noch 100 Schritte davon entfernt war. Bei seiner Entfernung fing die Musik auf der Ehrenpforte das jedem Deutschen gewiß recht wohl bekannte Lied: „Du bist der beste Bruder auch nicht," zu spielen an, worüber die Musici einige ganz vorzüglich schlecht gespielte Variationen zum Besten gaben.

General Rapp, der an des Kaisers Seite ritt und diese Melodie sehr gut kannte, mußte aus vollem Halse lachen. Napoleon fragte ihn, was die Ursache dieses Ausbruchs wäre. Der General machte ihn damit bekannt, und legte die Bedeutung des Thema's, nach welchem die Variationen gesetzt waren, so gut es die französische Sprache zuläßt, aus. Napoleon lachte herzlich, und äusserte gegen Rapp: „Nun ich muß sagen, Deine Landsleute, die Deutschen, sind doch die offenherzigsten Menschen auf der ganzen Welt!" Später hat ihm Rapp mehreremale die Melodie vorpfeifen müssen, und wenn er bei Laune war, so sang oder pfiff er sie mit besonderer heitrer Miene nach. Ein ähnliches Ereigniß soll der jetzige König von England in N. erlebt haben, was ich jedoch nicht verbürge.

2.

Die Kaiserin Josephine wohnte einst mit dem Kaiser zu Saint-Cloud einer Vorstellung des Zingari del Fiera von Paesiello bei, welcher mit den k. k. MM. in der Loge war. Man hatte in dieses Werk eine prächtige Arie von Cimarosa eingeschoben. Napoleon, welcher ein

leidenschaftlicher Liebhaber der italienischen Musik war, die er wieder in die Mode bringen wollte, ward bei dieser Arie ganz begeistert und sagte Paesiello viel Schmeichelhaftes, welches um so viel mehr galt, da man wußte, daß der Mund, welcher es aussprach, nicht verschwenderisch damit umging. Endlich, als die so eben besprochene Arie beendet war, drehte sich der Kaiser herum, ergriff entzückt Paesiello's Hände und rief aus: „Bei meiner Treu', wer diese Arie componirt hat, kann sich der erste Componist Europa's nennen!" — „Sie ist von Cimarosa," brachte Paesiello leise hervor. — „Das thut mir leid; aber was ich gesagt, kann ich nicht zurücknehmen."

3.

Bei einem Maskenballe, welcher bei der Königin von Neapel stattfand, war eine Dame in Domino, welche, durch Eifersucht hingerissen, einem General Napoleons die Liebe entdeckte, welche seine Frau für den König von Neapel hegte. Der Gemahl ging im höchsten Zorn zum Kaiser und beklagte sich bei ihm. — „Ach, mein Lieber," sagte Napoleon lächelnd, „wo sollte ich die Zeit finden, mich mit den Angelegenheiten Europa's zu beschäftigen, wenn ich es übernähme, jeden Hahnrei meines Hofes zu vertreten.

4.

Zu der Zeit, wo Ariodant, Euphrosine, Stratonice, Compositionen Mehul's, den größten Beifall einerndeten, konnte der Consul nicht aufhören, diesem Componisten zu wiederholen, daß seine Werke ohne Zweifel sehr schön wären, aber daß sie nicht eine einzige Melodie enthielten, welche denen der italienischen Meister zu vergleichen wäre. „Gelehrte Musik, gelehrte Musik, die geben Sie uns, mein Lieber; aber die Anmuth, das melodische, das Heitere, das fehlt Euch Franzosen eben so sehr, wie den Deutschen." — Mehul erwiederte nichts; aber er ging zu seinem Freunde Marsollier und bat ihn, ihm ein kleines, recht heiteres Stück zu machen, dessen Plan abgeschmackt genug wäre, um einem Libretto-Dichter zuge-

schrieben werden zu können, und empfahl ihm das größte Stillschweigen. Marsollier machte sich ans Werk und verfaßte mit der größten Schnelligkeit die Oper Irato. Er übergab sie Mehul, welcher unmittelbar die bekannte reizende Musik dazu componirte, der man noch jetzt entzückt seinen Beifall zollt. Marsollier begab sich nun zu dem Ausschuß der Opéra-Comique und sagte daß er aus Italien eine Partitur erhalten hätte, wovon die Musik ganz köstlich wäre, und daß er, ungeachtet der Mattigkeit der Dichtung, sich dennoch die Mühe gegeben hätte, sie aus dem Italienischen zu übersetzen (man hatte die Partitur von fremder Hand copiren lassen). Die Schauspieler hören das neue Werk, sind entzückt davon und wollen das Stück einstudieren. Sie streiten sich um die Rollen, und alle Journale kündigen mit großem Pomp an, daß man bald eine entzückende, bezaubernde Oper von einem italienischen Meister geben würde. Die erste Vorstellung wird angekündigt. Der Consul sagt, daß er hingehen wird, und ladet Mehul ein, mit ihm der Vorstellung beizuwohnen. „Es wird ein Herzbrechen für Sie seyn, mein armer Freund; aber vielleicht werden Sie, indem Sie diese Arien, welche so ganz verschieden von der modernen Schule sind, hören, von der Manie zurückkommen, immer Baroques liefern zu wollen.“ — Mehul stellt sich, als ob Alles, was Bonaparte sagt, ihn verdrießt, und weigert sich ins Schauspiel zu gehen; man dringt in ihn, und endlich giebt er nach. Schon bei der Ouvertüre fing der Consul an, Beifall zu klatschen. Alles war reizend, natürlich, voll Grazie und Frische; immer lauter ertönte sein Beifall, indem er ausrief: „Wahrlich, nichts gleicht der italienischen Musik!“ — Das Stück wird unter dem rauschendsten Beifall zu Ende gespielt, und die Namen der Verfasser werden mit Enthusiasmus verlangt. Martin fragt Marsollier: ob er als Uebersetzer genannt seyn wolle? — Nein, erwiederte dieser, aber als Verfasser der Worte, und zugleich kündigen Sie an, daß die Musik von Mehul ist. — Das Erstaunen auf dem Theater war allgemein; denn das Geheimniß war so gut bewahrt, daß keiner der Schauspieler etwas geahndet hatte. Der Vorhang geht auf; es werden

die drei gebräuchlichen Complimente gemacht, die Namen der Verfasser werden verkündigt und mit allgemeinen Bravo's überschüttet. Der Consul ergriff den besten Theil, er lachte, war befriedigt und nahm nichts übel. „Führen Sie mich immer auf ähnliche Weise an, sagte er zu Mehul, es soll mich für Ihren Ruhm und mein Vergnügen freuen."

5.

Zur Zeit, als Bonaparte noch Artillerie-Offizier war, sagte ein deutscher Offizier mit vielem Dünkel in seiner Gegenwart: daß seine Landsleute sich immer nur für den Ruhm schlügen, während die Franzosen es für Geld thäten. „Da haben Sie wohl Recht, antwortete Bonaparte; denn Jeder schlägt sich, um das zu erwerben was ihm fehlt."

6.

Zwei englische Matrosen, welche sich zu Verdun in Gefangenschaft befanden, entflohen aus der Stadt und gelangten unentdeckt nach Boulogne. Doch die Wachsamkeit an den Küsten war so groß, die Einschiffung der unbedeutendsten Menschen wurde so gewissenhaft inspicirt, daß sie sich in der Unmöglichkeit befanden, sich einen Kahn zu verschaffen. Sie bauten selbst eine Art Nachen von kleinen Stückchen Holz, welche sie, so gut es gehen wollte, zusammenfügten, ohne dazu irgend ein anderes Werkzeug zu haben, als ihre Messer. Sie bedeckten das schwache Fahrzeug mit Leinwand, welche sie darauf befestigten. Es war nur drei Fuß breit, nicht viel länger, und so leicht, daß ein einziger Mensch es bequem auf seinem Rücken tragen konnte. - Mit der Ueberzeugung, im Fall der Entdeckung erschossen zu werden, fast eben so gewiß, auf dem Meere unterzugehen, versuchten sie um nichts desto weniger, die Meerenge auf einem so leichten Boote zu passiren. Sobald sie eine englische Fregatte also an den Küsten gewahr wurden, eilten sie in ihre Barke und boten alle ihre Kräfte auf, um sie einzuholen. Sie waren noch nicht hundert Toisen weit von der Küste ent-

fernt, als die Douanen sie gewahr wurden und zurückbrachten, ohne daß sie den geringsten Widerstand entgegensetzen konnten. Die unglaubliche Tollkühnheit dieser beiden Menschen war das Gespräch des ganzen Lagers und drang bis zu den Ohren des Kaisers, welcher sie sehen wollte, und sie mit ihrem kleinen Kahne vor sich führen ließ. Napoleon konnte das Erstaunen, welches ihm ein so gewagtes Vorhaben mit so schwachen Mitteln zur Ausführung einflößte, nicht verbergen. „Ist es wirklich wahr, fragte sie der Kaiser, daß es Euch einfallen konnte, mit diesem Dinge das Meer zu beschiffen?“ „Ach! Sire, erwiederten sie, wenn Sie es bezweifeln, so geben Sie uns nur die Erlaubniß, und Sie sollen uns sogleich abreisen sehen.“ — „Ihr seyd kühne und unternehmende Menschen; ich aber bewundere den Muth wo er sich findet, und will nicht, daß Ihr Euer Leben dieser Gefahr aussetzt; Ihr seyd frei, und was noch mehr ist, ich werde Euch an Bord eines englischen Schiffes bringen lassen; erzählt es in London, wie hoch ich die Tapferkeit achte, selbst, wenn ich sie bei meinen Feinden finde.“ Napoleon gab jedem mehre Goldstücke.

7.

Bei einer Reise, welche der Kaiser in Holland, kurze Zeit vor seinem Sturze, machte, besuchte er einen Bauer dessen Haus vereinzelt am Ufer des Flusses lag. Er war von zwei Adjutanten begleitet, von denen einer dem Bauer sagte: Da ist der Kaiser Napoleon! Der Holländer, welcher mit der Mütze auf dem Kopfe dasaß, antwortete: Was geht mich das an; — Napoleon kam gleich darauf herein. Guten Tag, lieber Mann. Der Bauer zog die Kappe, erwiederte: Guten Tag und blieb auf seinem Schämel sitzen. — Ich bin der Kaiser. — Ihr? — Ja ich. — So? das ist mir schon recht. — Ich will dein Glück machen. Ich habe nichts nöthig. — Hast Du Töchter? — Ja. — Wie viele? — Zwei. — Ich werde sie verheirathen. — Nein, ich will sie selbst verheirathen. Diese Erwiederung überraschte den Sieger Europa's, er drehte dem Bauer schnell den Rücken zu und ging hinaus.

8.

Nach der Abdankung Napoleons sollte ihm Roustan, sein Mammeluk, in die Verbannung folgen, und erhielt von ihm 30,000 Fr. zu Fontainebleau. Diese Summe sollte während seiner Abwesenheit den Unterhalt seiner Familie sichern. Roustan kam auch wirklich nach Paris, um seine Geschäfte zu ordnen, aber, entweder seiner Eifersucht oder den Rathschlägen seiner Frau Gehör gebend, änderte er sein Vorhaben, und wollte seinem Wohlthäter nicht nach der Insel Elba folgen. Dieser Begebenheit erinnerte sich Napoleon einst auf St. Helena und machte darüber folgende Bemerkung: „Roustans Betragen hat mich nicht überrascht, er hatte eine Sclavenseele; von dem Augenblicke an, wo ich aufhörte Herr zu seyn, mußte er sich des Dienstes gegen mich entbunden glauben.“ — Als Napoleon von der Insel Elba zurückkam und sich wieder in den Besitz der Macht setzte, begab sich Roustan in den Palast, um seinen Dienst wieder anzutreten. Napoleon welchen man davon benachrichtigte, sagte, daß, wenn er sich nicht aus eigenem Antriebe davon machte, solle man ihm zum Willkommen die Peitsche geben. — Dies ist die einzige Züchtigung, welche der große Mann der schwärzesten Undankbarkeit auferlegen wollte, und diese Anekdote unterstützt auf eine auffallende Weise die Behauptung Napoleons, daß er im ganzen Laufe seines Lebens nie persönliche Beleidigungen gerächt habe.

9.

Im Laufe des ersten italienischen Kriegs schloß der Herzog von Parma, bestürzt über die Annäherung einer Armee, welche mit reißender Schnelligkeit siegend vorwärts drang, einen Waffenstillstand mit dem General Bonaparte, und verpflichtete sich außer andern Lieferungen zu einer militairischen Contribution von zwei Millionen Fr. Hierin folgte Bonaparte dem Beispiel der Römer, welche Ihre Hauptstadt mit den Meisterwerken der Kunst schmückten, die sie bei den überwundenen Völkern fanden, und verlangte, daß zwanzig der schönsten Gemälde, welche sich in den Staaten von Parma und

Piacenza befanden, ihm zur Disposition gestellt würden, um sie nach Paris zu senden. — Unter den von Bonaparte ausgewählten Bildern befand sich die „Communion des heiligen Hieronymus,“ ein Meisterwerk des Dominiquino. Der Herzog von Parma ließ dem General anbieten, ihm noch für seine Person zwei Millionen Fr. zu zahlen, wenn er ihm dies Bild lassen wolle. Bonaparte, dessen ganzes Vermögen damals in seinem Gehalte als Obergeneral bestand, weigerte sich stolz, dieser Bedingung zu willfahren, und erwiederte dem Großherzog: „Mit dem Vertrauen der Republik beehrt, bedarf ich keiner Millionen. Alle Schätze der beiden Herzogthümer vermögen nicht, in meinen Augen den Ruhm aufzuwiegen, meinem Vaterlande dies Meisterwerk des Dominiquino darzubringen.“

10.

Alles, was sich an übertriebener Schmeichelei vereinigen läßt, um Jemand durch die Verlockungen der Macht zu berauschen, wurde durch die Geistlichkeit, welche immer bereit ist, den Ansichten einer privilegirten Oberherrschaft zu dienen, an Napoleon verschwendet. Alle Anspielungen, alle Beinamen, welche ihnen ihre weltliche und geistliche Gelehrsamkeit darbot, wurden an ihm erschöpft. „Ein Gott und ein Monarch!“ rief der Erzbischof von Turin aus. „Sowie der Gott der Christen der einzige der Anbetung würdige ist, so sind Sie der Einzige, welcher würdig ist, den Franzosen zu befehlen.“ — Ein anderer sagte: „Napoleon ist ein zweiter Moses;“ wieder Einer: „der Mann der Religion;“ dieser nannte ihn „den Finger Gottes,“ und noch ein Anderer: „den Mann zu seiner Rechten. Neuer Augustus neuer Mathathias, von dem Herrn gesandt; zweiter Cyrus.“ Welche Titel vereinigten sich nicht auf seinem Haupte in den Augen der heiligen Prälaten! „Er ist großmüthig, gleich dem gottesfürchtigen Onnanias; das Bild seiner vollendeten Regierung ist in der Regierung des Josaphat geschildert.“

11.

Die Schlacht von Austerlitz war gewonnen; die Franzosen hatten ihrem Oberhaupte versprochen: sie solle das Angebinde des Kaisers zum Jahrestage seiner Krönung sein. Als der Kampf am stärksten wüthete, ließ die Sonne ihre glänzenden Strahlen durch die aufgethürmten Wolken dringen; bei Jena fand derselbe Umstand statt. Bei der letztern Gelegenheit rief Napoleon aus: „Das ist die Sonne von Austerlitz!“ — Niemand verstand es wie er, Vortheil aus dem zu ziehen, was in den Augen des Volkes als ein Wunder erscheinen konnte. Er selbst war überzeugt, daß ein schützender Stern ihn unter seine heiligen Auspicien genommen habe.

12.

Ein junger Offizier tritt eines Tages bei einer Parade ganz außer sich mit verwirrtem Aeußern aus der Linie, um sich bei dem Kaiser zu beklagen, daß er gemißhandelt und entehrt sey, daß man ungerecht gegen ihn verfahren und ihm Andere vorgezogen habe, daß er seit fünf Jahren Lieutenant sei und es ihm dennoch nicht gelingen wolle, ein Avancement zu erhalten. — „Beruhigen Sie sich,“ sagte Napoleon; „ich bin sieben Jahre Lieutenant gewesen, und Sie sehen, daß das bei allen dem mich nicht verhindert hat, meinen Weg zu machen.„ — Alles fing an zu lachen, und der junge Offizier trat plötzlich abgekühlt an seinen Platz zurück.

13.

In dem glorreichen Feldzuge gegen Preußen fand der Kaiser zu Potsdam den Degen Friedrich des Großen, die Schärpe, welcher dieser Monarch im siebenjährigen Kriege getragen, und sein großes Ordensband. Indem er diese rühmlichen Trophäen ergriff, sagte er: „Ich ziehe sie allen Schätzen des Königs von Preußen vor, und werde sie meinen alten Soldaten senden, welche die Feldzüge von Hanover mitgemacht haben. Der Gouverneur soll sie als ein Siegeszeichen der großen Armee und der Rache, welche dieselbe für die Niederlage bei Roßbach genommen hat, aufbewahren.“

14.

Wenn Napoleon in Paris war, hatte er die Gewohnheit, allein mit Herrn Duroc, beide in einfache blaue Ueberröcke und ohne die geringste Auszeichnung gekleidet, in der Stadt auszugehen, um Bemerkungen einzusammeln, und fast immer begegnete ihnen etwas Bemerkenswerthes. Oft ließ der Kaiser seinem Großmarschall kaum die Zeit, sich anzukleiden, und dieser hatte in der Eile nicht immer die Vorsicht, Geld einzustecken, denn Napoleon trug nie Geld bei sich.

Einst, als Napoleon und Duroc lange umhergewandert waren, kehrten sie, da der Kaiser hungrig geworden war, in ein Kaffeehaus an der Ecke des Boulevart ein, und forderten Cotteletettes und einen Eierkuchen, welches seine Lieblingsgerichte waren. Als sie gefrühstückt hatten, mußte bezahlt werden; der Großmarschall greift in seine Tasche und wird gewahr, daß er seine Börse vergessen hat; da stehen sie Beide und sehen sich höchst verlegen an. Der Aufwärter, welcher ihre Verlegenheit bemerkt, versichert sie, daß es nichts zu sagen habe, wenn sie kein Geld bei sich hätten; sie könnten bezahlen, wenn sie wieder vorbeikämen. Jedoch die Herrin des Hauses zeigte üble Laune, schalt den Aufwärter, daß er mit zu großer Leichtigkeit Leuten creditire, die er nicht kenne, und fügte noch hinzu: „Da sind nun wieder acht Francs verloren!" — „Nein, Madame," erwiederte der Marqueur; „denn ich werde sie Ihnen bezahlen. Diese Herren sehen zu anständig aus, als daß ich nicht überzeugt wäre, sie würden sie mir wieder geben." — Die Wirthin nahm die acht Francs und murmelte noch einige Redensarten gegen die, welche eine Zeche machten, ehe sie wüßten, ob sie Geld hätten. Da zog der Marschall seine Uhr heraus und sagte dem Aufwärter: „Mein Freund, hier ist meine Uhr, welche ich Euch als Unterpfand für Euer Darlehn lasse, und ich danke Euch in meinem und meines Kameraden Namen für die gute Meinung, welche Ihr von uns habt." — Der Aufwärter war nicht zu bewegen, die Uhr anzunehmen, und die beiden Frühstückenden gingen endlich fort. Da sie Beide sehr beschäftigt waren, so vergaßen sie gänzlich ihr Frühstück. Mehrere Tage hindurch wurde

der Aufwärter im Kaffeehause von der Wirthin über seine Großmuth, wofür er so schlecht belohnt worden, verhöhnt. Endlich, am fünften Tage, erinnert sich der Kaiser seines Frühstücks an dem Boulevart und des Vertrauens, welches der Marqueur in ihn gesetzt. — Sogleich sendet er einen Diener ab, welcher im Kaffeehause fragt: ob hier nicht zwei Herren für acht Francs gefrühstückt hätten, für welche der Aufwärter bezahlt habe? und fügt hinzu, daß er komme, um ihm seine Auslage zu ersetzen. Der junge Mensch wird gerufen, und nachdem der Diener sich überzeugt hat, daß er die rechte Person sei, sagte er ihm: „Der Kaiser sendet Ihnen durch mich fünfundzwanzig Napoleonsd'or; er dankt Ihnen, daß Sie die Karte bei seinem Frühstück bezahlt und sich für ihn verbürgt haben."

15.

In der Zeit, wo die Zusammenkunft von Erfurt stattfand, machte Napoleon eines Tages den Kaisern, Königen und Vicekönigen des festen Landes, welche sich bei ihm vereinigt fanden, die Honneurs bei seiner Tafel. Der Sieger von Austerlitz fand Gelegenheit, einen kleinen chronologischen Fehler, welcher dem Fürstbischof über den Ursprung der goldenen Bulle entfiel, die bis zum Rheinbunde statt Constitution und Richtschnur für die Erziehung der Kaiser ꝛc. diente, zu berichtigen. — „Es ist wahr Sire," erwiederte der Fürstbischof, „ich irrte mich; aber wie geht es zu, daß Eure Majestät so gut in diesen Dingen Bescheid wissen?" — „Als ich nur noch Seconde-Lieutenant bei der Artillerie war," ... sagte Napoleon — Bei diesem Anfange zeigte sich bei den erhabenen Gästen das gespannteste Interesse, und er fuhr lächelnd fort: „Als ich die Ehre hatte, Seconde-Lieutenant in der Artillerie zu sein, stand ich drei Jahre zu Valencia in Garnison. Ich machte mir wenig aus der großen Welt und lebte sehr zurückgezogen. Ein glücklicher Zufall beschied mir meine Wohnung bei einem gelehrten nnd äußerst gefälligen Buchhändler. Da las und las ich nun während meiner drei Garnisonjahre seine Bibliothek immer wieder von neuem durch, und ich habe nichts davon vergessen, selbst diejenigen Dinge nicht, welche meinem Stande ganz fremd waren."

16.

Als der Fürst von Benevent in Ungnade gefallen war, sprach man in Gegenwart Bonaparte's von dem ungeheuern Vermögen dieses schlauen Diplomaten. „Nichts ist begreiflicher, als sein Reichthum," erwiederte der Kaiser; „Talleyrand verkauft alle Diejenigen, welche ihn kaufen." — Als Napoleon 1810 sich auf diese Weise über Herrn von Talleyrand aussprach, wußte er wohl, daß auch er ihn einigermaßen erkauft hatte; aber er war weit entfernt, vorauszusehen, daß der gute Herr von Talleyrand auch ihn 1814 verkaufen würde.

17.

Jemand empfahl Napoleon mit der größten Wärme Herrn Girault, Pfarrer zu Corvol bei Clamecy. „Das ist ein Mann von der strengsten Frömmigkeit," sagte man ihm, „er verdient, in der Hauptstadt mit seinem Beispiel vorzuleuchten. Seine strenge Sittenreinheit geht so weit, daß er sich nicht anders eines Sattels bedienen wollte, worauf eine Dame geritten sey, als wenn der Sattler Perrin neue Polster darauf mache und ihn neu überzöge." — „Ist seine Frömmigkeit der Art," erwiederte der Kaiser, „so mag er immerhin in seinem Dorfe bleiben: er würde in Paris verdorben werden."

18.

Fournier-Sarlovèse, Oberst des zwölften Husaren-Regiments, besaß eine seltene Unerschrockenheit und war der beste Pistolenschütz in der Armee. Zu der Zeit, als Bonaparte zum ersten Consul ernannt wurde, befand er sich zu Paris. Eines Abends war er daselbst in Gesellschaft mehrer Offiziere, welche alle ziemlich schlecht für den ehemaligen General der italienischen Armee gestimmt waren. Einer unter ihnen äußerte, daß Bonaparte es darauf anlege, ermordet zu werden. — „Das ist nicht so leicht, als man denkt," erwiederte ein Anderer; „nicht Jeder kann sich ihm nähern." — Der Oberst, vom Wein erhitzt, beging die Unvorsichtigkeit, zu sagen, daß er darauf wetten wolle, den ersten Consul durch einen Pistolenschuß auf fünfzig Schritt Weite zu tödten. Als ein Krieger voll Ehrgefühl dachte er auch nicht einen Augenblick

ernstlich daran, ein solches Verbrechen auszuführen; allein er war, wie gesagt, vom Wein erhitzt, und der gute Fouché, welcher in dieser Zeit überall seine Späher hatte, wurde sofort von dem unterrichtet, was der Oberst gesagt. Als derselbe aus der Oper zurückkam, wurde er arretirt, und wenige Tage darauf in die Bretagne, sein Geburtsland, verwiesen. Im folgenden Jahre wieder in Thätigkeit versetzt, befand er sich später bei der Schlacht von Eylau. Der Kaiser bemerkte ihn, als er vor die Linie trat, und richtete diese denkwürdigen Worte an ihn: „Oberst, heute müßen Sie eine Bluttaufe erringen!" Der unerschrockene, edle Oberst fühlte tief die Energie dieser Anrede, und verrichtete solche Wunder der Tapferkeit, daß sie ihm den Rang eines Brigadegenerals erwarben.

19.

Der Kaiser ließ eines Tages Herrn von Comminges, welcher mit ihm in der Militairschule gewesen war, kommen:

„Was haben Sie während der Revolution angefangen? Haben Sie gedient?"

„Nein, Sire."

„Sie sind also den Bourbonen in die Verbannung gefolgt?"

„Ach nein, Sire, ich bin daheim geblieben und habe ein kleines Gut bewirthschaftet."

„Einfältig genug mein Herr; in diesen Zeiten der Unruhe mußte man auf eine oder die andere Weise mit seiner Person zahlen . . . . Was denken Sie jetzt zu beginnen?"

„Sire, eine kleine Anstellung bei dem Steuerwesen in meinem Geburtsstädtchen wäre das höchste Ziel meiner . . . ."

„Schon gut, mein Herr, Ihr Wunsch soll erfüllt werden, und bleiben Sie ja, wo Sie sind. Ist es möslich daß ich der Kamerad eines solchen Menschen gewesen bin!" sagte der Kaiser, indem er ihn verließ.

20.

Ein Offizier vom ... Chasseur-Regiment, welcher eine meklenburger Dame zur Frau hatte, die sehr schön und eben so talentvoll war, beging einen sehr groben

Dienstfehler, so daß ihn nach den Gesetzen eine nicht minder harte Strafe erwartete. Seine Frau, die sich bereits bei dem Regiments= und auch bei dem Brigade=Commandanten für ihn verwendet hatte, erhielt aber, außer den gewöhnlichen Mitleidsbezeigungen, keine Hoffnung, daß die Lage ihres Mannes gebessert würde, und so entschloß sie sich zum Kaiser, der nur einige Meilen von ihrem Kantonirungsquartiere lag, selbst zu gehen, und dessen Gnade anzuflehen, was sie auch sogleich ins Werk setzte. Napoleon empfing dieses schöne Weib sehr herablassend, machte indessen doch viele Schwierigkeiten, als sie ihre Bitte vorgetragen hatte, und wollte sich schlechterdings zu nichts verstehen; allein die Schöne setzte ihm so lange zu, bis er endlich nachgab und ihren Mann begnadigte.

Die Offiziersfrau dankte dem Kaiser in den rührendsten Ausdrücken, bat aber dabei Napoleon flehentlich: ihren Mann, der bereits sehr lange gedient, sich stets als braver Soldat gezeigt, und die Ehrenlegion trage, in das Militär=Verwaltungsfach versetzen zu lassen, und ihm etwa die Stelle als Kriegskommissär zu geben. Der Kaiser wurde zwar anfangs ob ihrer Forderung etwas mürrisch; indessen hatte das einnehmende Wesen der liebenswürdigen Frau die besten Folgen für sie, indem er ihr endlich ihren Wunsch zu erfüllen versprach, und den Marschall Davoust, welcher gegenwärtig war, zur Vollziehung seines Befehls aufforderte. Nach diesem wendete er sich zu der Bittenden und redete sie an: „Madame! Sie sehen, daß ich Ihnen alle ihre Bitten gewährt habe, nun werden Sie auch mir Eine nicht abschlagen, und zwar die: sich nunmehr zu entfernen, sonst möchten Sie Ihren Mann noch zum Präfekten von Paris machen." Madame, die vollkommen zufrieden war, empfahl sich, und der Kaiser meinte scherzweise zu seiner Umgebung: es sey gut, daß nur Wenige seiner Soldaten Weiber hätten, er würde sonst zuletzt nichts als Schürzen=Marschälle kommandiren.

Napoleon ließ höchst ungern Frauenzimmer vor sich, und selten gelang es auch einer Dame vorzukommen; er kannte recht gut, welche Gewalt das schöne Geschlecht auf ihn hatte, und vermied es daher bei jeder Gelegenheit.

21.

Gleich nach dem russischen Feldzug, als Napoleon wieder nach Paris zurückkam, wurde ihm erzählt, daß sich in Paris ein Mann befände, der ihm sowohl an Figur als Gesichtszügen höchst ähnlich wäre. Napoleon war neugierig, sein Ebenbild zu sehen; er schickte zu ihm, um ihn kommen zu lassen, was nach kurzer Zeit auch geschah. Der Kaiser fand die Aehnlichkeit ebenfalls sehr groß, ließ ihm eine Uniform anziehen, die ganz derjenigen glich, welche er an hatte, stellte sich so mit seinem Ebenbilde vor einen Spiegel und lachte recht herzlich über den zweiten Napoleon. Er erkundigte sich nach dem Stande und den Umständen des Mannes, der etwas jünger als er war, und hörte von ihm, daß er Commis in einer Handlung zu Paris sey, aber nicht besonders viele Neigung zu seinem Geschäft habe. Bei dieser Unterhaltung wurde Napoleon indessen zugleich auch gewahr, daß der ihm an Körper und Gesichtszügen so ähnliche Mensch, ihm auch nicht im Geringsten an Geist glich, denn er war mehr einfältig als witzig zu nennen und von höchst beschränktem Verstande. Seine Einfalt belustigte anfangs Napoleon eine kurze Zeit und endlich, als er seiner Unterhaltung müde war, sagte er zu ihm: er möchte sich etwas ausbitten. Mr. La Touche — so hieß jener Napoleon von Gesicht — erwiederte: daß er wohl eine Bitte habe, jedoch würde Napoleon sie ihm wohl nicht gewähren; worauf ihm aber dieser die Versicherung gab, sobald sie nicht unbillig sey und anders sich erfüllen ließe, er sie ihm auf sein Wort gewähren wolle. Hierdurch beherzt gemacht, brachte er denn seine Bitte an, die in nichts weniger und nichts mehr bestand, als daß Napoleon ihn in den eben zu Paris liegenden Lancier-Regiment zum Lieutenant machen möchte. — Napoleon lachte über diese drollige Bitte und gewährte sie ihm, indem er sagte: „Was werden meine Soldaten sagen, wenn sie zwei Napoleone mit einem Kopfe sehen.“

Jener La Touche, der sich später de la Touche schelten ließ, befand sich bis zur Auflösung der alten französischen Armee 1814 bei derselben, und soll zu Zeiten, unter der gehörigen Aufsicht, Napoleons Rolle bei Gelegen-

heit haben übernehmen müssen. Die Aehnlichkeit war in der That höchst frappant, und zumal da er ganz den Anzug des Kaisers zu tragen pflegte. Erzähler kannte ihn recht gut und stand selbst in dem Regiment, in welchem er seine erbetene Gnadenstelle erhalten hatte. Ausser der körperlichen Aehulichkeit mit Napoleon, hatte er auch schlechterdings nichts mit ihm gemein; er war zwar auf seine Person, die dem großen Napoleon glich, sehr stolz, sonst aber ganz ungemein dumm. Dienste hat er nie gethan, weil er dazu unfähig war, und wurde nicht selten von den gemeinen Soldaten zum besten gehalten. Sehr oft machten sie ihm den Spaß und riefen, wenn er in seinem kaiserlichen Kostüm, was ganz verschieden von der Uniform des Regiments war, wobei er stand: „vive l'Empereur," was er immer sehr wohl aufnähm. Nachdem Napoleon auf der Insel Elba war, wurde er mit seiner Aehnlichkeit nicht selten von Spaßvögeln in die Enge getrieben, die ihn öfters glaubend machten, daß man im Begriff stände, ihn zu ergreifen rc. da man jetzt ganz gewiß versichert sey, daß er der wirkliche Napoleon und jener Napoleon auf Elba Mr. La Touche sey. Oft hat ihn die Angst ganze Monate im Zimmer gehalten, da er gewiß glaubte, seine Person errege Aufruhr.

22.

Als Napoleon einst auf der Insel Elba mit einem Offizier über Frankreich sprach, sagte er: „Sie glauben also, daß die Polizeibeamten Alles vorhersehen und Alles wissen? Die Polizei erfindet bei weitem mehr, als sie entdeckt. Die meinige durfte gewiß der jener guten Leute gleichgestellt werden, dennoch bekam sie oft erst nach acht oder vierzehn Tagen Kunde von einer Sache, und immer entweder durch Zufall, Unvorsichtigkeit oder Verrath." — Napoleon sagte eben diesem Offizier, daß er mit ihm unter kaufmännischer Form correspondiren möchte, und fügte, um ihn darüber zu beruhigen, daß die Post es entdeckte, hinzu: „Glauben Sie denn, daß die Post sich damit abgibt, alle Briefe zu öffnen? Das ist ja ganz unmöglich. Oft habe ich gesucht, die Correspondenzen, welche hinter der Maske der Bank geführt wurden, zu entdecken, doch hat es mir nie gelingen wollen. Mit der Post verhält es sich auf dieselbe Weise, wie mit der Polizei: man fängt immer nur die Dummen."

23.

Der verstorbene Marquis von Fontanes einer der ersten Würdenträger des Reichs und ein bekannter Schmeichler Napoleons, war der Erste, welcher den Franzosen den Namen „Unterthanen" beilegte. Als er einst vorschlug, daß man, nach dem Beispiele der alten Verfassung, der Akademie große Herren ohne literarisches Verdienst zugesellen sollte, antwortete Napoleon fast beschämt, aber zugleich geistreich und witzig: „Ach! ich bitte Sie, lassen Sie uns wenigstens in den Wissenschaften die Republik!"

24.

Obgleich Napoleon die Schmeichler zu verachten schien, so war er dennoch für die Schmeichelei nicht unzugänglich. Zum Beweise hiervon möge folgendes Impromptu dienen, welches er sorgfältig aufbewahrte und mehren seiner Hofleute zeigte.

Fiers de te célébrer, que de rimeurs divers
Affligent à l'envi nos yeux et nos orellies!
Ils ont fait en six jours autant de mauvais vers
Qu'en six mois ton génie enfanta de merveilles.

25.

Der verstorbene Dichter Theveneau frühstückte mit den beiden Herren Colbert, Adjutanten des Generals Bonaparte, bei Herrn le Mercier, Verfasser der Tragödie „Agamemnon." Das Glas in der Hand, schlug man ihm vor, der Geschichtschreiber jenes berühmten Krieges zu werden. Theveneau verschlang eine Auster, trank ein Gläschen und sagte:

„Qui prêtera jamais pour tracer son histoire,
Une plume à Clio? L'aile de la Victoire."

Er begnügte sich nicht mit diesem Impromtu, sondern er übersetzte sofort noch folgendes Distichon, das er in ein Gespräch zwischen dem Dichter und der Muse Klio einkleidete, in lateinische Verse:

Poëta.

Qua poteris penna tot scribere, Musa, triumphos?

Clio.

Ex alis trahit ipsa mihi Victoria pennam.

Der Dichter Theveneau arbeitete nicht unbelohnt; er erhielt von der Freigebigkeit Bonaparte's eine Summe zur Belohnung, deren er sehr bedurfte; denn er befand sich nicht in den glücklichsten Umständen.

26.

Während Bonaparte's Aufenthalt in Aegypten benutzte er, um in einem Augenblicke der Muße das Land zu besichtigen, die Ebbe, ging trocknen Fußes durch das rothe Meer und erreichte das entgegengesetzte Ufer. Bei seiner Rückkehr wurde er durch die Nacht überrascht und verirrte sich mitten im immer schneller steigenden Meere. Er befand sich in der größten Gefahr, wie einst Pharao, umzukommen. „Wenn mir das begegnet wäre," sagte Bonaparte mit der heitersten Laune, „welchen prächtigen Text würde das für alle Prediger der Christenheit gegen mich geliefert haben!"

27.

Nach der Hochzeitsfeier Napoleons mit der Prinzessin von Oesterreich, an welchem Tage die Einwohner in jeder Stadt und jedem Städtchen Frankreichs und den dazu gehörigen Ländern illuminirt hatten, las Napoleon die Zeitungen und belustigte sich an den vielen und mancherlei Wünschen, welche ihm bei dieser Gelegenheit durch die Illuminationen, die in den Zeitungen öffentlich bekannt gemacht waren, zu Theil wurden. Unter diesen Zeitungen fand er eine von E, eine Stadt die früher an P****** gehörte, und stieß zufällig auf folgende Stelle: „Ein ehemaliger P******scher jetzt französischer Accisebeamter, welcher 12 Kinder hatte, hatte ein schönes Transparent mit folgenden Worten illuminirt:

Napoleon und Louise,
Wie glücklich sind doch diese.
Gott möge sie mit so viel Kinder lohnen,
Als deren hier in diesem Hause wohnen.

Dieser Wunsch machte Napoleon viel Vergnügen und ganz scherzhaft äußerte er sich: „Ein schöner Wunsch, man sieht doch, daß er von einem P****** kommt, indem ein Franzose mir gewiß nie 12 Kinder wünschen würde.

28.

Am Tage der Thronbesteigung Napoleons ließ man einen ungeheuern Luftballon steigen, welcher eine große Krone trug. Dieser fiel zu Rom auf dem Grabe des Nero nieder. Da der Kaiser sich nach dem Schicksale des Luftballons erkundigte, so fürchtete man zwar, seine üble Laune zu erregen, jedoch mußte ihm jener Zufall gesagt werden, und es geschah mit aller möglichen Schonung; er antwortete nur: „Wohlan! lieber sehe ich sie da, als im Kothe."

29.

Während sich Napoleon in Paris aufhielt, pflegte er sehr oft nach St. Denis zu reiten, theils um dort die große und prachtvolle Kirche zu besuchen, in der er sein Grabmal bauen ließ, welches unverfertigt schon ein herrliches Machwerk war, theils auch, um die dort in Casernen liegende junge Garde zu mustern. Bei einer dieser Exkursionen, wo er nur von einigen Stabsoffizieren begleitet und später als gewöhnlich von St. Denis abgeritten war, bemerkte einer seiner Adjutanten, neben der Chaussee auf der sie ritten, einen weißen Gegenstand. Er sagte dieses Napoleon, der ihm befahl, nachzusehen was es wäre. Während der Offizier dieses befolgte, hielt Napoleon auf der Chaussee und erstaunte nicht wenig, als ihm jener Adjutant die Nachricht brachte, daß es ein ausgesetztes kleines Kind sey, welches in weiße Tücher gebunden, auf einer wollenen Decke liege. Napoleon befahl es mitzunehmen. Da es schon ziemlich dunkel war und die Tücher, welche um das Kind gebunden waren, durch das Reiten zu flattern begannen, so scheuten dadurch die Pferde so sehr, daß der Adjutant, welcher in seinem Pferde ein besseres und nicht so furchtsames ver-

muthete, das Kind demjenigen, der es bis daher trug, abnahm; allein auch sein Pferd wurde scheu, so daß er kaum im Stande war, es zu halten, und Napoleon, welcher neben ihm ritt, bei einem starken Seitensprung des Pferdes, das Kind zum Glück noch schnell ergriff, indem es sonst höchst wahrscheinlich mit dem Adjutanten gestürzt und sicher umgekommen wäre. Während dem Napoleon das Kind auf seinem Arm hielt, war sein Pferd ganz ruhig, und da sie unweit Paris waren, so trug er das Kind bis an die Barrière; man wollte es ihm abnehmen, allein er versicherte, daß er sich doch daran gewöhnen müßte (seine Frau war nämlich in gesegneten Umständen) und dieses, da es zugleich ein Werk der Barmherzigkeit sey, wäre unstreitig die schönste Gelegenheit dazu. Vor der Barrière nahm man Napoleon das Kind ab, wo er Befehl gab, es ihm gleich nach seinem Palais zu bringen, was auch geschah. Er nahm es auf den Arm und brachte es der Kaiserin mit den Worten, daß dieses eine gute Vorbedeutung sey und er, da sein Findling ein Knabe wäre, nunmehr mit Gewißheit glaube, einen Prinzen zu bekommen. Die Kaiserin lachte und ließ den kleinen Findling versorgen. Napoleon glaubte indessen mit vollem Ernst, daß dieser Fund eine gute Botschaft sey und nicht lange nach der Geburt seines Sohnes, bei Gelegenheit wo er einen jener Offiziere sprach, welcher bei der Findlingsscene zugegen war, bemerkte er diesem, daß er doch recht gehabt und er es später erst mit Ueberzeugung gesehen habe, daß diese eine günstige Vorbedeutung für ihn gewesen wäre, denn er (der Offizier) sollte sich nur erinnern, wie nur sein Pferd allein ruhig gewesen, die übrigen aber durchaus nicht zur Ruhe zu bringen gewesen wären. So hatte auch dieser große Mann kleine Vorurtheile.

30.

Im Feldzuge 1809 wurde noch vor der Schlacht von Regensburg ein Tyroler als Gefangener eingebracht. Er hatte sich tapfer gewehrt und nur durch die Uebermacht wurde er gezwungen, sich zu ergeben. Napoleon hörte dieses wollte den braven Soldaten selbst sehen; allein

seine vielen Wunden verhinderten ihn das Logis zu verlassen, und so wäre es eine Unmöglichkeit gewesen, ihn (den Soldaten) ohne den größten Nachtheil zum Kaiser zu schaffen; was man Napoleon meldete, indem man ihn fragte, ob er demungeachtet seinen Wunsch befriedigt haben wollte? „Allerdings," versetzte Napoleon, „allein der Kaiser von Oesterreich wird die braven Soldaten auch lieben; um ihn daher zu schonen, werde ich selbst zu ihm gehen."

Den Tag darauf besuchte Napoleon den Tyroler, der in einem Bauernhause lag und sehr matt war. Er sprach deutsch mit ihm, konnte aber seine Antworten nur halb verstehen. — Der Kaiser fragte ihn, ob sich seine Landsleute alle so brav wehrten? worauf ihm der kranke Tyroler versicherte, daß wenn er (der Kaiser) nach Tyrol ginge, so leicht nicht wieder heraus käme. Napoleon, der ihn nicht verstanden hatte, ließ sich die Rede des Tyrolers erklären und äußerte scherzhaft gegen den braven Schützen: „wenn Deine Landsleute so schlimm sind, wie Du sagst, so werde ich Tyrol nicht besuchen, Du bist daher Schuld, wenn ich nun gerade nach Wien gehe, und Deinem Kaiser eine Visite abstatte." Hierauf versetzte der Tyroler ganz lakonisch: „do wird si holter Franzel no ni mächti drüb'r freun!" Als man Napoleon die Antwort des Schützen erklärte, lachte er laut über seine Treuherzigkeit, mit der er es gesagt hatte, und schenkte ihm einige Goldstücke.

31.

Im Jahr 1808 ließ die Kaiserin Josephine, auf Anrathen einiger ihrer Hofdamen, für sich und mehrere Glieder ihrer Familie türkische Shwals und sonstige Gegenstände zum Putz, worunter mehrere englische Stoffe sich befanden, von Wien durch die Post kommen und an eine Hofdame addressiren. Das Paquet, das von hohem Werth war, wurde in Strasburg von den Douaniers in Beschlag genommen und dieses Ereigniß jener Hofdame brieflich durch einen Freund mitgetheilt, durch welche die Kaiserin diese Hiobspost erfuhr. Sie wendete sich an Napoleon und bat diesen, daß man ihr doch möchte die

Gegenstände herausgeben, er sollte deßhalb doch einen Befehl an die Direktion der Douane ergehen lassen, indem man auf ihrer Hofdame Antrag und Bitte nicht geachtet habe, obgleich diese versichert, daß jene Gegenstände ihr und nicht der Hofdame angehören. Napoleon zuckte lächelnd die Achseln und sagte: „Madame, hier kann ich nichts machen, die Gesetze kann ich nicht übertreten; seyn Sie nur zufrieden, wenn es Ihnen weiter nichts als die Waare selbst kostet, denn wenn man erfährt, daß Sie die Eigenthümerin sind, so kommen Sie noch auf die Liste der Schmuggler.“ — Später verwendete sich des Kaisers Mutter, die ebenfalls einige Gegenstände von Werth dabei hatte, abermals dafür und bat Napoleon, daß er die Zurückgabe bewirken möchte, allein es konnte ihn nichts dazu bewegen, und einige Monate später wurden alle jene schönen Sachen in Strasburg zum Besten der Douanen und der Staatskasse, welche Zweidrittel davon erhielt, öffentlich verkauft. Napoleon hat sich oft nach diesem Vorfall über das Schmuggeln seiner weiblichen Familie belustigt und diese damit scherzweise aufgezogen.

32.

Kurz vor dem Frieden mit Oesterreich, im Jahr 1809, besuchte Napoleon das am Spitz bei Wien für die Garde aufgeschlagene schöne Bivouac. Nachdem er dieses besehen hatte, ritt er von seinem Staabe und einer Abtheilung seiner Suite begleitet, auf der Chaussee nach Stockerau zu, wo ihm ein Trupp Zigeuner begegnete. Napoleon hielt an und fragte sie, woher sie kämen und wohin sie wollten, und nachdem sie ihm seine Fragen beantwortet hatten, fuhr er scherzweise fort, ob sie die Kunst des Wahrsagens verständen, worauf ihm eine junge Zigeunerin, an die er seine Frage richtete, erwiederte, daß eine alte Frau, die sie hier bei sich hätten, und auf welche sie während dem Gespräch zeigte, die geschickteste in ganz Ungarn sey und auch in ganz Oesterreich dafür gelte. Die junge Frau rief die gelbe Wahrsagerin herbei, und Napoleon reichte ihr vom Pferde die Hand, ihm wahrzusagen. Nachdem sie Napoleons Hand einige Au-

genblicke durch eine Brille, die dem Anschein nach das Sehen mehr hinderte als beförderte, angesehen hatte, schüttelte sie bedenklich mit dem Kopfe. „Es steht Dir vieles Glück und Unglück bevor, blanker Bruder, das Unglück kannst Du aber von Dir wenden wenn Du willst, auch kannst Du noch ein großer Mann, vielleicht General werden, aber wenn Du Dich recht vorsiehst, wirst Du in den Grafenstand erhoben." — Napoleon konnte sich des Lachens nicht mehr enthalten und versicherte diesem gelben Orakel, daß wenn er Graf würde, er ihr sein Wort gäbe, sie zur Pallastdame dann zu machen. Er ließ das Weib noch einigen seiner Generale ihr Schicksal verkündigen, was stets auf eine ähnliche Art zum Vorschein kam, nur daß sie die mit reich gestickter Uniform alle zu Königen machte. In Mürat glaubte sie den Kaiser Napoleon zu sehen und wollte ihm schlechterdings nicht wahrsagen. Uebrigens hatte sie dem Marschall Davoust versichert, daß er noch, bevor er in sein Quartier käme, einen Brief erhalten würde, der sehr wichtig für ihn sey, was in der That der Fall war; denn kaum waren sie einige hundert Schritte weiter geritten, als auch eine Ordonnanz zum Marschall kam und ihm einen Brief von dem in Znaim liegenden Hessen-Darmstädtischen Commandanten überreichte, — und so traf denn doch der alten Zigeunerin Wahrsagung, wenn auch nur durch ein Ungefähr, ein; was Napoleon zuweilen scherzhaft wiederholte.

33.

„Josephine," sagte Napoleon, „vereinigte in ihrer Person alle den Reiz, den Natur und Kunst der liebenswürdigsten der Frauen verleihen konnten. Sie war voll Herzensgüte, aber sie besaß eine übermäßige Neigung zum Luxus und hatte in ihren Ausgaben die Unordnung und Hingebung, die den Creolen eigen ist. Es war unmöglich, jemals ihre Ausgaben festzustellen, sie hatte immer Schulden; auch gab es immer große Streitigkeiten, wenn der Augenblick des Zahlens heranrückte. Oft ließ sie dann ihren Kaufleuten sagen, sie möchten nur die Hälfte der Schuld angeben. Bis nach Elba verfolg-

ten mich aus allen Gegenden Italiens Josephinens Rechnungen. — Josephine glaubte an Vorahnungen, an Zauberer; wahr ist es, daß ihr in ihrer Kindheit prophezeihet war: sie würde ein großes Glück machen und einen Thron besteigen. — Ihre Toilette war ein vollkommenes Arsenal, und sie vertheidigte sich mit vieler Kunst gegen die Angriffe der Zeit.''

34.

Als der Kaiser an der Spitze seiner Legionen in Spanien eindrang, kam ihm eine Deputation der Geistlichkeit von Tolosa an den Thoren dieser Stadt entgegen, und beeiferte sich, ihm zu seiner glücklichen Ankunft im Lande Glück zu wünschen. Unter der Zahl der Priester und Mönche, welche zum Handkuß zugelassen wurden, befand sich einer, dessen Gesicht einen so schlechten Ausdruck hatte, daß Napoleon ihn starr ansah und in einem sehr trockenen Tone sagte: „Was Sie anbetrifft, Senor fraly (Herr Bruder), Sie sehen mir ganz wie einer jener fanatischen Anführer aus, welche meine Soldaten erwürgen, wenn sie sich einzeln in die Hospitäler begeben." .... — Der Mann in der Kutte, an welchen er diese Worte richtete, war ein Jesuit; er fuhr vor Schreck bei dieser Begrüßung, die halb spanisch, halb französisch gemacht wurde, zurück, stotterte einige unverständliche Worte hervor, um sich gegen ein so ungünstiges Vorurtheil zu vertheidigen, und zog sich in die hintersten Reihen der Deputation zurück, von wo er entwischte, Posten und Stadt verließ und sich nie wieder blicken ließ. — Er that wohl daran, zu entfliehen; denn man stellte Nachforschungen über ihn an, und es ergab sich, daß er sich nicht nur mehrere Ermordungen, welche auf dem Wege von Bayonne nach Tolosa vorgefallen waren, hatte zu Schulden kommen lassen, sondern daß er der eifrigste unter sieben bis acht Bösewichtern war, die geschworen hatten, den Kaiser zu ermorden.

35.

In Italien gab es eine Partei, welche eben so sehr die Veränderungen, die französische Armee, als deren Werkzeug, den jungen Anführer, als den Urheber derselben verabscheuten.

In dieser Partei zeichnete sich ein berühmter Künstler, der Sänger Marchesi, aus. Der erste Consul hatte ihn zu sich berufen lassen, und er hatte sich erst sehr lange bitten lassen, seine Ruhe zu unterbrechen; endlich erschien er, aber mit der ganzen Wichtigkeit eines Mannes, welcher sich in seiner Würde gekränkt glaubt. Bonaparte's sehr einfache Kleidung, seine kleine Gestalt und sein mageres feines Gesicht waren nicht dazu geeignet, einem Theaterhelden zu imponiren. Als ihn daher der General der Franzosen artig empfing und ihn sehr höflich bat, eine Arie zu singen, antwortete er in einem inpertinenten Tone, welchen sein italienischer Accent noch mehr hervorhob, durch folgendes schlechte Wortspiel: „Sinor zénéral, si c'est oun bon air qu'il vous faut, vous en trouverez oun excellent en faissant oun petit tour de zardin." Signor Marchesi wurde für diese zierliche Rede sogleich aus der Thür geworfen und denselben Abend gefänglich eingezogen. Am folgenden Tage ließ ihn Bonaparte von neuem holen und bat ihn zu singen. Der Künstler war jetzt bescheidener geworden und erfüllte sogleich den Wunsch des ersten Consuls; der Friede wurde nun zwischen den beiden Mächten geschlossen und Marchesi ward seitdem nicht müde, Napoleons Lob zu singen.

36.

Napoleon war am 30. Oktober 1809 im Palast zu Schönbrunn und hielt am Morgen dieses Tages in dem schönen und großen Hofe des Palastes Revue über verschiedene Armee-Corps. Ein Mensch, welcher in einen einfachen blauen Ueberrock gekleidet war und einen Militair-Hut trug an welchem ein Metallknopf mit dem Adler, aber ohne Kokarde, befestigt war, hielt ein Papier in der Hand; da er nun sah, daß Napoleon nicht stillstand, bestand er darauf, ihm nachzufolgen, um ihm seine

Bittschrift zu überreichen. Der Fürst von Neufchâtel, welcher im Gefolge des Kaisers war, sagte dem Unbekannten, daß er seine Bittschrift überreichen könne, wenn die Parade vorbei sey; aber unerachtet dieser Bemerkung des Fürsten folgte der Mensch dem Kaiser, behauptend, daß die Beschaffenheit seiner Bitte keine Verzögerung zuließe, und daß er Napoleon sprechen müsse. Da der General Rapp, diensthabender Adjutant, sah, daß er immer noch darauf bestand und sich unter die höheren Offiziere mischte, welche den Kaiser umgaben, ergriff er ihn beim Kragen und gebot ihm mit Heftigkeit, sich zurückzuziehen. Bei dieser Bewegung fühlte der General Rapp den Griff eines Instruments, welches der Mensch in der Seitentasche trug, unter seiner Hand; er hielt ihn fest und gab zweien der Elite-Gensd'armen, deren Geschäft es war, die Ordnung aufrecht zu erhalten, ein Zeichen. Der Mensch wurde arretirt und in den Gensd'armensaal gebracht, wo man ihn durchsuchte. Man fand ein neues scharfes Küchenmesser bei ihm, vier Friedrichsd'or und das Portrait einer sehr hübschen Frau. Der General Savary verhörte ihn; aber er erwiederte immer dieselben Worte: „Ich wollte den Kaiser sprechen.“ Der Kaiser von seinem hartnäckigen Schweigen benachrichtigt, ließ ihn in sein Zimmer bringen, um ihn selbst zu befragen. Das Verhör war ungefähr folgendes. „Wo sind Sie her und seit wann sind Sie in Wien? — Ich bin aus Erfurt und seit zwei Monaten hier? — Was wollten Sie von mir? — Den Frieden von Ihnen erbitten und Ihnen beweisen, daß er unerläßlich nothwendig ist. — Denken Sie denn, daß ich einen Menschen ohne Charakter, ohne von irgend einer Macht gesandt zu seyn, hätte anhören wollen? — In diesem Falle hätte ich Sie getödtet. — Was habe ich Ihnen gethan? — Sie unterdrücken mein Vaterland und die ganze Welt; wenn Sie nicht Frieden schließen, so ist Ihr Tod dem Glücke der Menschheit nothwendig, und indem ich Sie tödte, würde ich die schönste Handlung, deren ein herzhafter Mensch fähig ist, verrichtet haben. Aber ich bewundere Ihre Talente; ich hoffte viel von Ihrem Verstande und, ehe ich Sie opferte, wollte ich versuchen, Sie zu überzeugen. — Sie

sind der Sohn eines lutherischen Predigers und ohne Zweifel ist es die Religion . . . — Nein, Sire, meinem Vater ist mein Vorhaben unbekannt; ich habe es Niemanden mitgetheilt und berathe mich seit zwei Jahren mit mir selber über Ihre Sinnesänderung oder Ihren Tod. — Waren Sie in Erfurt, als ich dahin kam? — Ich habe Sie dort dreimal gesehen. — Warum tödteten Sie mich damals nicht? — Sie ließen mein Vaterland wieder freier aufathmen, ich hielt den Frieden für gewiß und sah in Ihnen nur den großen Mann. — Kennen Sie Scheiner und Schill? — Nein, Sire. — Kennen Sie Brutus? — Es gab zwei, der letzte starb für die Freiheit. — Sind Sie Freimaurer oder Illuminat? — Nein, Sire. — Haben Sie von der Verschwörung des Moreau und Pichegru gehört? — Sie ist mir durch die Tageblätter bekannt geworden. — Was denken Sie von diesen Menschen? — Sire, sie fürchteten den Tod! — Man fand ein Portrait bei Ihnen, wer ist diese Frau? — Meine beste Freundin, die Adoptivtochter meines tugendhaften Vaters. — Wie, Ihr Herz ist so sanften Gefühlen geöffnet, und Sie füchteten nicht, die Menschen, welche Sie lieben, zu betrüben, ins Unglück zu stürzen, indem Sie ein Mörder wurden? — Ich folgte einer Stimme, welche lauter in meiner Seele sprach, als meine Zärtlichkeit. — Aber wie konnten Sie hoffen, zu entkommen, wenn Sie mich mitten in meiner Armee niederstießen? — Ich bin verwundert noch zu existiren. — Welchen Gebrauch würden Sie von Ihrer Freiheit machen, wenn ich Sie begnadigte? — Mein Plan ist gescheitert, Sie werden sich hüten . . . . ich würde ruhig in meine Familie zurückkehren.

Napoleon ließ Herrn Corvisart rufen und fragte ihn: ob er bei dem jungen Menschen nicht irgend ein Zeichen von Verrücktheit wahrnehme. Der Doctor untersuchte ihn und erwiederte, daß er nicht einmal eine starke Gemüthsbewegung wahrnähme.

Er blieb zwei Tage mit zwei Gensd'armen im Saale; während dieser Zeit ging er ruhig auf und ab und kniete öfter nieder, um zu beten. Man brachte ihm bei seinem Essen ein Tischmesser; er nahm es und betrachtete es

kalt. Ein Gensd'arme wollte es ihm aus den Händen nehmen; er gab es ihm lächelnd zurück und sagte: „Fürchten sie nichts, ich würde mir selbst ja weher thun, als Sie es zu thun vermögen."

Am andern Morgen hörte er die Kanonen. „Das ist der Friede," sagte man ihm. — „Betrügt Ihr mich nicht? — Nein, ich schwöre es Ihnen." Da überließ er sich der lebhaftesten Freude; er vergoß Thränen, warf sich auf die Knie, betete inbrünstig; dann erhob er sich wieder und sagte: „Ich werde ruhiger sterben."

Als der Kaiser abgereist war, holte man ihn ab, um ihn zu erschießen. Er sagte dem Obersten, welcher ihm sein Geschick ankündigte: „Mein Herr, ich habe nur noch eine Bitte, daß man mir die Hände nicht binde." Man bewilligte sie ihm, er ging frei zur Richtstätte und starb ruhig.

37.

Im Jahre 1797 schrieb Bonaparte, General der italienischen Armee, an das Directorium, daß die Oestreicher bei ihrer Flucht aus Loretto nicht im Stande gewesen wären, den ganzen Schaz, welchen man an drei Millionen schätzte, fortzubringen, und daß eine Million zurückgeblieben wäre. Der Schaz Unserer lieben Frau zu Loretto war weit beträchtlicher, und man behauptet, daß Bonaparte sich ihn gänzlich zugeeignet habe; um nun das Directorium für das Geld, das er ihm nicht sandte, zu entschädigen, schickte er demselben durch Commissäre die hölzerne Madonna, einige Reliquien, einen Lappen alten moiriten Kamlot, welcher ein Stück von dem Kleide der Jungfrau Maria seyn sollte, und drei Schalen von schlechter Fayence, welche nicht sehr alt zu seyn schienen, und die einen Theil ihres Haushaltes ausgemacht haben sollten. Das Directorium war über dies Geschenk welches keineswegs seine Erwartungen rechtfertigte, sehr unzufrieden, und hielt mit Recht die ganze Sendung für eine Verhöhnung.

38.

Der Castrat Crescentini war ein Sänger von seltenem Talent. Er hatte sich durch den glänzenden Erfolg seiner Kunst auf den vorzüglichsten Theatern Italiens und

an den ersten Höfen Europa's einen großen Ruf erworben. — Napoleon, welcher Verdienste jeder Art zu ermuntern wünschte, verlieh ihm das Kreuz der eisernen Krone. Diese Handlung mißfiel vielen Personen, welche behaupteten, daß ein Wesen, welches kein Mann sey, keinen Orden tragen solle, der nur für Männer bestimmt wäre. In dieser Beziehung gab es große Streitigkeiten, an denen Madame Grassini gleichfalls Theil nahm. Während Andere den Kaiser tadelten, sagte Madame Grassini: „Ich finde, daß Napoleon Recht gehabt hat, ihm den Orden zu ertheilen; denn ich glaube, daß er ihn verdient, wäre es auch nur seiner Wunden wegen.“ Diese witzige Antwort erregte ein allgemeines Gelächter und endigte den Streit. Niemand lachte mehr darüber, als Napoleon.

39.

Napoleon, welcher Alles selbst zu sehen, zu wissen und zu thun glaubte, wurde täglich durch seine Günstlinge, seine Hofleute, seine Agenten und seine Spione betrogen. Man schmeichelte seinen Leidenschaften; man wollte oft nicht das, was er wünschte. Zum Beweis möge folgende Thatsache dienen.

Im Jahr 1811, wo das Monopol auf das Getreide in Ausübung gebracht wurde, entstand dadurch eine Hungersnoth. Napoleon hielt häufige Berathschlagungen über die Herbeischaffung von Lebensmitteln in seinen Sommer-Palästen. Eines Tages kam ein Senator aus der Provinz nach Paris; er wird vor den Rath gefordert, und begibt sich mit dem Minister des Innern in demselben Wagen dort hin. Der Minister, welcher sein Thema schon fertig hatte, gab sich nicht einmal die Mühe, den Senator davon in Kenntniß zu setzen, noch ihm die Rolle zu ertheilen, welche keiner der vom Herrn begünstigten Senatoren, wozu auch er gehörte, sich geweigert haben würde, aus der Hand eines Ministers anzunehmen. Der Rath wurde gehalten; der Minister las seinen Bericht, in dem Alles auf eine Weise dargestellt war, um den Kaiser gänzlich zu beruhigen. — „Nun, Herr Graf!“

sagte Napoleon dem Senator, „Sie kommen ja von einer Reise im Innern des Landes zurück, wie scheinen Ihnen die Erndten? — Sire, dem Anschein nach sehr beunruhigend; sie scheinen mir möglichst schlecht zu stehen. — So betrügt man mich!" rief Napoleon aus und hob sogleich die Sitzung auf. — Der Senator und der Minister bestiegen wieder denselben Wagen; der erstere machte dem Andern den Vorwurf, ihn nicht mit seinem Berichte bekannt gemacht zu haben, und bestritt darauf den Inhalt desselben. — „Was soll man thun," erwiederte der Minister; „dieser Mensch macht Jedem Lust, ihn zu hintergehen, so schlecht wird gewöhnlich die Wahrheit von ihm aufgenommen.

40.

Preußen forderte früher als Preis seiner Neutralität jährlich dreißig Millionen von der französischen Republik. Napoleon, bei dem die Erinnerung dieser Schmach fortlebte, schwur, sie zu rächen. Er hielt am 27. Oktober 1806 seinen Einzug in der Hauptstadt Preußens. Der ausgezeichnete Sieg bei Jena am 14. desselben Monats war die Kasse, worin die Verzichtleistung und die entscheidende Quittung der dreißig Millionen niedergelegt wurde. Bei dieser neuen Eroberung richtete man nicht ohne großes Interesse den Blick auf Preußens schöne Königin. Sie ward für unsern Alexander die Gattin eines zweiten Darius. Napoleon sah zu Tilsit zuerst diese Fürstin. „Welche schöne Frau!" sagte er zu einem seiner Hofleute; „sie wird die Rose neben dem Lorbeer seyn." — Der Kaiser war so galant gegen die Königin, als es nur irgend möglich war. Er sammelte aus mehren Porzelan-Vasen ein Bouquet von Rosen und überreichte es ihr. — „Wir kennen uns noch sehr wenig," erwiederte die Königin, indem eine jungfräuliche Röthe ihre Wangen überflog. — Der Kaiser drang in sie, das Bouquet anzunehmen, indem er sagte: „Nehmen Sie, nehmen Sie es an, es ist eine freundliche Vorbedeutung der Freundschaft, welche ich Ihnen zu weihen denke." — Die Königin erblaßte und nahm zitternd die Blumen an; doch ermu-

thigt durch solch' glückverheißende Gabe, wagte sie es, die Festung Magdeburg für ihren Sohn zu erbitten. — „Magdeburg! . . . . Magdeburg!" erwiederte Napoleon im Tone eines Menschen, der sich von dem Zauber seiner Sinne loszuringen sucht. „Wie mögen, wie können Sie daran denken, Madame!" . . . . und er verließ sie. — Nichts desto weniger ist es war, daß die unglückliche Fürstin von Bonaparte sehr vortheilhafte Verträge für ihren Gemahl vermittelte, und daß sie ihm die Hälfte seiner Staaten erhielt; aber nach allem Kummer, nach dem Schmerze, Preußen blutend — ein Opfer der Unterjochung zu sehen, ward sie von einem schleichenden Uebel ergriffen, welches sie allmählich dem Grabe zuführte.

41.

In der Nacht vor der Schlacht von Bautzen näherte sich Napoleon in Begleitung der Marschälle Berthier und Ney und des Generals Labruyère auf Flintenschußweite bis zu dem Vorposten der Kosacken. Sie setzten sich alle Vier hinter einen Felsblock an die Erde. Berthier rollte eine Karte auseinander und Napoleon ergriff das Fernrohr, richtete es bald auf die Stellung des Feindes, bald auf die Stadt Bautzen, bald auf die Anhöhen, welche mit Kanonen und russischer Infanterie besetzt waren. Darauf ließ Napoleon einen Bauer vorführen und richtete durch Ney's Vermittelung folgende Fragen an ihn: „Guter Freund, ist der Bach tief, welcher sich dort unten rechter Hand in den Hohlweg ergießt?" (Dort war der linke Flügel der russischen Armee aufgestellt.) — „Man muß bis an das Knie hineinwaten," erwiederte der Deutsche. — „Fahrt ihr wohl zu Zeiten mit einem Leiterwagen hindurch?" — „Das thun wir immer, außer im Frühling und Herbst, wenn das Wasser zu hoch ist." — „Kann man überall bequem durchfahren?" — „Nein, an einigen Stellen ist der Boden steinig; aber von der kleinen Brücke an, welche Sie da rechts sehen, ist eine Viertelmeile weit ein ebener und gleicher Sandgrund." — Der Kaiser war mit den Antworten des deutschen Bauers sehr zufrieden und ward durch die Nachrichten

sehr gut gelaunt. Er forderte von Berthier Geld, nahm eine ganze Hand voll Goldstücke, gab sie dem Bauer und sagte: „Da hast Du etwas, um auf die Gesundheit des Kaisers der Franzosen zu trinken.“ — Der Kerl wollte sich ihm zu Füßen werfen. — „Halt, guter Freund,“ sagte Napoleon, kennst Du den Kaiser?“ — „Du lieber Gott, nein; aber ich möchte ihn für mein Leben gern sehen.“ — „Nun, so sieh ihn doch an,“ sagte er und zeigte auf den Marschall Ney, welcher seinen Ueberrock aufknöpfte und seine goldgestickte Uniform sehen ließ. Der Bauer wollte ihm sogleich die Füße küssen; doch Ney hielt ihn davon ab und sagte lachend: „Der Herr macht sich über Dich lustig.... Da ist der Kaiser!“ und er bezeichnete Berthier. Der Bauer stürzt sich alsobald vor Berthier nieder; allein dieser, welcher sich nur schlecht im Deutschen ausdrückte, zeigte mit dem Finger auf Labruyère und sagte: „Das ist der Kaiser.“ Der Tropf wollte sich wieder ganz gutmüthig vor Labruyère zur Erde werfen; doch dieser sagte ihm: „Mein Freund, ich bin zu jung, um Kaiser zu seyn; aber warum wendest Du Dich nicht an den, der Dir Geld gegeben hat? — Das ist richtig,“ erwiederte der Deutsche, ergriff und küßte Napoleons Hand, indem er ausrief: „Das ist die goldene Hand!“

42.

Obgleich Napoleon immer gesammelt und ernst war, so konnte er doch zu Zeiten ausgelassen lachen, und gab sich dem Scherz, dem Spiel und der Freude hin; auch tanzte er gern, vorzugsweise den Contre-Tanz, den man Monaco nennt, weil derselbe schnelle Bewegungen erfordert. Einst, am Tage nach seiner Krönung, tanzte er denselben ebenfalls auf dem Rathhause mit, und man bemerkte, daß neun Millionen Diamanten auf den Köpfen Josephinens, Hortensiens und Elisens, Prinzessin von Piombina, tanzten: „Neun Millionen Diamanten in derselben Quadrille!!!“ ....

43.

Die Ex-Fürstin Murat war eines Morgens mit der Königin Hortensia und mehreren Personen hohen Ranges bei der Kaiserin. Stephanie Beauharnais war auch da und nahm aus den Händen eines Huissiers einen Lehnsessel; (damals war sie noch nicht mit dem Großherzoge von Baden vermählt). Caroline, über ein solches Vergehen gegen die Etiquette erzürnt, sowie darüber, daß solch unbedeutendes Dämchen es wagte, sich in Gegenwart Ihrer Hoheit zu setzen, ließ ihr den Befehl überbringen, aufzustehen. Stephanie fühlte sich über alle Beschreibung durch den harten Ton, worin dieser Befehl ertheilt ward, gekränkt, und zog sich in eine Fenstervertiefung des Zimmers zurück, um ihre Thränen zu verbergen. Während sich dies begab, sprach man Allerlei, und endlich wird der Kaiser gemeldet. Sein Luchsauge bemerkt Stephanie; nie besaß Jemand einen schnellern Blick. Er erkundigte sich und erfährt den Grund ihrer heimlichen Thränen. „Ach! wenn es weiter nichts ist," sagte er mit lauter Stimme, „Kleinigkeit! Setze Dich auf meine Kniee," fügte er hinzu und ergriff Stephaniens Hand, „so wirst Du Niemandes Rangsucht verletzen." — Dieser Zug ist liebenswürdig, er kam vom Herzen, und ist ebenso scharf, als voll Witz und Güte.

44.

Es war am 24. Dezember 1800, als sich die Explosion der bekannten Höllenmaschine, nahe bei dem Palast der Tuilerien, in dem Augenblicke begab, als Bonaparte — damals erster Consul — vorüberfuhr und sich in die Oper begab, wo ein Oratorium von Haydn gegeben werden sollte. Mehre Personen fanden bei dieser Begebenheit den Tod, zwei Häuser wurden dadurch eingestürzt; allein Bonaparte verfolgte, ohne das geringste Merkmal des Erschreckens, seinen Weg. — Als er in die Tuilerien zurückkam, fand er daselbst seine beiden Collegen, die Minister, die Senatoren, mehre Tribunen und Generäle versammelt, die sich auf die erste Nachricht von jener Begebenheit dort eingefunden hatten. Er sagte ihnen mit der größten Kaltblütigkeit: „Da haben wir wieder eins

von ihren Stückchen! .... Glauben Sie, meine Herren, daß es das letzte seyn wird? Die Verschworenen verrechnen sich aber durchaus, wenn sie glauben, daß an mein Daseyn das Bestehen der Republik geknüpft sey. Habe ich die Revolution von 1789 herbeigeführt? Habe ich den 10. August ins Leben gerufen? Bin ich's, der die Republik gegründet hat? Da ich aber die erste Person bei der Verwaltung derselben bin, so ist es für diese wie für mich wichtig, daß die Schuldigen, wer sie auch seyn mögen, der verdienten Strafe nicht entgehen. Es ist die Sache der Justiz, sowie die unsere, jetzt wachsamer als je zu seyn, um die Pläne der Bosheit zu vereiteln, ehe sie zur Ausführung kommen." — Wie dem indessen auch seyn möge, so bemühte der erste Consul sich doch vergebens, sein Entsetzen gänzlich zu verbergen. „Ich stehe auf einer Mine," sagte er am andern Morgen zu einem seiner Vertrauten; „ja, auf einer Mine, die mich jeden Augenblick in die Luft sprengen kann. Mir wäre eine Armee von Spionen nöthig, und noch eine zweite, um die erste zu bewachen. Es ist nicht genug an der mich umgebenden Leibwache und meinen Grenadieren, um jede Art der Gefahr von meiner Person zu entfernen. Ich habe bis jetzt zu viel Vertrauen gezeigt."

45.

Frau v. Chevreuse kam einst in einem glänzenden und mit ungemein schönen Diamanten reich verzierten Anzuge in die Tuilerien. Sie fiel dem Kaiser auf, und er sagte: „Welch eine Menge Steine! Sind sie alle echt?" — „Mein Gott, Sire, ich kann es nicht verbergen; aber um hierher zu kommen, sind sie lange gut." .... — Sowohl diese allen Anstand verletzende Erwiederung, als auch mehre satyrische Redensarten, welche diese Dame bei andern Gelegenheiten sich erlaubt hatte, verstimmten den Kaiser so sehr, daß er sie mit außerordentlicher Strenge behandelte und sie hundert Lieues von Paris verbannte. Die Kaiserin bat mehre Male vergeblich um die Zurückberufung der Frau von Chevreuse, der Kaiser erwiederte immer: „Ich dulde in meiner Nähe keine Unverschämte."

46.

Nach dem Unglück des russischen Feldzuges erfuhr Napoleon, daß seine Mutter hinter einem Gemälde die Summe von fünf Millionen Francs verborgen habe. Eines Tages, als sie in den Tuilerien sich gegenwärtig befand, wandte sich ihr Sohn mit den Worten an sie: „Ich weiß, Frau Mutter, daß Sie Geld haben; ich aber habe Geld nöthig, und Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie es mir vorstrecken wollten.“

„Ach, Sire, wie hat man Eure Majestät hintergangen! Ich habe durchaus nichts, als die mir zu meinen Ausgaben nothwendige Summe.“

„Es ist, ich wiederhole es Ihnen, ein Dienst, den ich von Ihnen erwartete.“

„Ich betheure es Ihnen, Sire, daß ich kein Geld mehr habe; was ich besaß, habe ich Jemanden von unserer Bekanntschaft übermacht (Lucian).“

„Ich glaube es gern, Frau Mutter;“ — und die Unterhaltung fiel auf einen andern Gegenstand.

Napoleon wußte, woran er war, und zwei Tage nach dem erwähnten Zusammentreffen mit Madame Lätitia ließ er sich bei ihr zum Mittagessen anmelden. Als man vom Tische aufgestanden war, untersuchte er die Gemälde, blieb zuletzt vor einem stehen, welches den Versteck verbarg, und sagte: „Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir dies Gemälde schenkten.“ — „Sehr gern, lieber Sohn, ich werde es noch heute in die Tuilerien senden.“ — Napoleon klingelt sofort, läßt die Bedienten kommen und befiehlt ihnen, das Gemälde hinunter zu tragen; Madame Lätitia will sich dieser schnellen Expedition widersetzen, aber er verlangt augenblicklich die Erfüllung seines Wunsches. Sobald das Bild herunter genommen war, entdeckte er den Versteck, und wollte selbst sehen, was es enthielt; er befahl, Alles in seinen Wagen zu tragen, und ging sogleich fort, ohne seiner Mutter das Geringste zu sagen; — sie aber konnte vor Betrübniß und Aerger kein Wort hervorbringen.

47.

Bei seinem ersten Aufenthalte in Berlin äußerte Napoleon den lebhaften Wunsch, daß ihm ein junges Mädchen, welches er bemerkt hatte, vorgestellt werden möchte. Bald machte sie die Eroberung des Siegers, und einen Augenblick gelang es ihr, die Langeweile, welche die höchste Gewalt umlagert, zu verscheuchen. Ungefähr nach sechs Wochen aber verließ der Kaiser die Hauptstadt Preußens, und das strenge Geheimniß, welches über sein inneres Leben beobachtet wurde, würde auch dies kleine Abenteuer verschleiert haben, wenn die hübsche Preußin nicht einige Zeit nachher die Bekanntschaft des Zahlmeisters vom ersten Armeekorps gemacht hätte, der sich bald ihrer Gunst ebenso sehr zu erfreuen hatte, als früher Napoleon. In ihrer Unbefangenheit erzählte sie ihm die innige Verbindung, welche zwischen ihr und dem Kaiser bestanden hatte. Der erste Gedanke eines Zahlmeisters ist gewöhnlich eine Berechnung.

„Sie müssen mit des Kaisers Benehmen zufrieden gewesen seyn,“ sagte er dem liebenswürdigen Kinde; „sein Herz ist so groß, so großmüthig!“

„Ach! ich denke mit Entzücken daran zurück, er war so gut, so gefällig! Jede kleine Rücksicht hatte er für mich.“

„Das glaube ich gern; aber außerdem hat er Ihnen doch gewiß Beweise seiner Freundschaft, irgend ein Zeichen der Erinnerung hinterlassen?“

„Ja, gewiß, mehr als zehn Mal hat er mir gelobt, daß ich ihn wiedersehen würde, daß er meiner bei seiner Rückkehr gedenken wolle; Gott erhalte den Helden!“

„Das ist Alles recht schön; aber endlich, was hat er Ihnen während seines Aufenthalts oder bei seiner Abreise geschenkt?“

„Nichts; aber sein Andenken ist mir darum nicht minder theuer, und es wird mich stets beglücken, ihn gekannt zu haben!“

Dies Alles schien ohne Zweifel dem Zahlmeister sehr gefühlvoll und rührend; aber er glaubte, daß man etwas Besseres erwarten könne. Als er das junge Mädchen verließ, begegnete er dem Graven Estève, Großschatz=

meister der Krone, dem er die Begebenheit und den Verdacht, welchen er hegte, mittheilte. Dieser sprach mit dem Herzoge von Feltre, preußischem General-Gouverneur, davon, und sie kamen überein, den Großmarschall des Palastes zu befragen. — Duroc, welchem sie über den Gegenstand geschrieben hatten, sprach mit Napoleon selbst darüber, der sogleich einen seiner Kammerdiener rufen ließ und, indem er ihn mit strenger Miene anblickte, denselben fragte: „Was haben Sie mit den Diamanten gemacht, welche ich Ihnen befahl, einer jungen Dame in Berlin zu bringen?" — Der Mensch fiel statt aller Antwort zu den Füßen seines Herrn nieder und gestand sein Verbrechen. Herr Estève erhielt den Befehl, der hübschen Preußin 60,000 Francs zu übersenden, und der ungetreue Diener wurde auf der Stelle fortgejagt.

48.

Eines Abends, nach der Schlacht von Wagram, spielte der Kaiser mit seinem Generalstabe Vingt-et-un. Napoleon liebte dies Spiel, es belustigte ihn dabei scherzhafte Unterschleife zu machen, und dann lachte er herzlich über dieselben. Vor ihm lag eine Menge Gold, welches er auf dem Tische ausbreitete und dabei dem General Rapp sagte: „Nicht wahr, die Deutschen mögen diese kleinen Napoleons recht gern?" — „Ja, Sire, und viel lieber als den großen." — „Das heißt deutsche Freimüthigkeit!" erwiederte er.

49.

Napoleon liebte die romantischen Punkte Malmaisons, besonders die in dem Gehölze von Cucufa, welches dasselbe einfaßt: ein herrlicher See, eine Schweizer Molkerei verliehen diesem königlichen Aufenthalte den ganzen Reiz einer ländlichen Wohnung. Josephine, oft ermüdet von der Bürde der Größe und der Langenweile der Repräsentation, eilte diesem glücklichen Aufenthalte zu, um alle Eitelkeiten der kaiserlichen Größe von sich zu werfen. Eine elegante und von Golde strahlende Jacht lag am Ufer des Sees vor Anker, und die Schiffer führ-

ten die Kaiserin oft nach einer reizenden Fahrt zu ihrer schweizerischen Molkerei, wo sie Erfrischungen einnahm. — Was Napoleon anbetrifft, so war der idyllische Geschmack nie der seinige; vorzugsweise suchte er die große und ernste Allee des Gehölzes von Malmaison auf, denn da konnte er ungestört über seine tiefen Pläne nachdenken. Da organisirte er Armeen, vertheilte Kronen, machte unbedeutende Bürger zu Fürsten und Prinzen, und diese zu unbedeutenden Bürgern, erhob alle seine Brüder auf die Throne Europa's und machte aus seinen Schwestern mächtige Königinnen.... Es ist erwiesen, daß die schweigsamen Alleen Malmaisons der Herd aller jener Umwälzungen gewesen sind, welche während eines gewissen Zeitraums in Europa stattfanden.

50.

Unter vielen verliebten Abentheuern hatte Napoleon auch geraume Zeit eine lebhafte Neigung für eine junge Polin gehabt. Aus dieser Verbindung ging das einzige Kind der Liebe hervor, das der Welt bekannt geworden ist. Madame R***, die Mutter jenes schönen Knaben, begab sich von Warschau nach der Insel Elba. Dieser Beweis von Anhänglichkeit rührte den entthronten Monarchen auf das Lebhafteste; dennoch gestattete er der Dame, aus achtungsvoller Rücksicht für Marie Louise, nur einen sehr kurzen Aufenthalt auf der Insel.

51.

Napoleon wußte stets in der Unterredung den Ton zu finden, der den Leidenschaften und Interessen der Menschen zusagte. Diese Fähigkeit war bei ihm das Resultat eines tiefen Studiums. Den unter das östreichische Joch gebeugten Italienern schilderte er mit Beredtsamkeit die Reize der Unabhängigkeit, die er ihnen bringe. Den Einwohnern von Aegypten verhieß er, dem Uebermuthe der Mameluken Einhalt zu thun, von denen sie schwer bedrückt waren, und redete mit ihnen vom Koran. „Wo gibt es ein schönes Besitzthum," sagte er ihnen, „das nicht den Mameluken gehört; wo eine schöne Sklavin,

ein schönes Pferd, ein schönes Haus, das nicht ihr Eigenthum wäre?.... Wenn sie Aegypten gepachtet haben, so mögen sie den Contract vorzeigen, den ihnen Gott darüber ausgestellt hat!" — Er wußte, so viel es nöthig war, die Redeformen des Orients und die eigenthümlichen und sonderbaren Ausdrücke zu gebrauchen, die den Charakter der Redekunst der Bekenner Mahomed's bezeichnen. In dieser Beziehung sagte er einst, nach dem Beispiele des Las Casas: „Meine Proclamationen waren Wortkram; meine Franzosen unterließen nicht, darüber recht herzlich zu lachen. Doch ist es durchaus ungegründet, daß ich die türkische Kleidung getragen habe, und wenn ich jemals eine Moschee betreten, so geschah es in der Eigenschaft als Sieger, nicht aber als Gläubiger und Bekenner."

52.

Nachdem Napoleon am 1. März 1815 die Ueberfahrt von der Insel Elba und seine Landung im Meerbusen von Juan gelungen war, schritt er auf französischem Boden vorwärts. Er begab sich zuerst nach Cannes, von da nach Grasse und darauf nach Digne. Das Gerücht seiner Landung erregte überall ein aus Freude, Ueberraschung und Besorgniß gemischtes Gefühl. Er ward allenthalben mit Begeisterung aufgenommen und säumte nicht, alsobald die Richtung nach Grenoble einzuschlagen. Die Truppen, welche ihm von dort entgegengerückt waren, um sich seinem Vorrücken zu widersetzen, hatten sich zurückgezogen und eine Stellung zwischen Teichen, in der Nähe eines Dorfes, eingenommen. Er schickte den Escadronchef Rouen an dieselben ab, den sie jedoch nicht anhören wollten. Napoleon wandte sich hierauf zum General Bertrand und sagte: „Z.... hat mich hintergangen; doch was schadet es, — nur vorwärts!" Und sogleich setzte er sich, indem er gerade gegen die Truppenabtheilung an der Spitze seiner Garde vorrückte, in Bewegung. Er ließ den Seinen die Waffen senken und rief: „Wie, meine Freunde, Ihr erkennt mich nicht? Ich bin Euer Kaiser! Ist einer unter Euch, der seinen Kaiser tödten will, er kann es, — hier bin

ich!" sprach er, indem er seine Brust entblößte. Der einstimmige Ruf: „Es lebe der Kaiser!" war die Antwort auf diese Anrede. — Der General Marchand hatte die Truppen nach Grenoble zurückgezogen und die Thore schließen lassen. Allein es währte nicht lange und die Gedanken und Empfindungen der Belagerten und Belagerer vereinigten sich in den gemeinschaftlichen Ruf: „Es lebe der Kaiser!" In diesem Augenblicke eilt das Volk und die Soldaten an die Thore, die sofort erbrochen werden, und Napoleon, von der ihn vergötternden Masse des Volks umgeben und beinahe erdrückt, hält seinen Einzug, den man einen Triumphzug nennen konnte, in Grenoble. Wenige Augenblicke darauf kam eine große Menschenmenge mit den Trümmern der Thore, und brachte sie Napoleon mit den Worten: „Da wir die Thorschlüssel der guten Stadt nicht bringen können, so bringen wir die Thore selbst."

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich II.

1.

In seinen früheren Regierungsjahren unterredete sich Friedrich einst mit einem seiner Lieblinge über die Redoute, und behauptete, daß er jeden seiner Bekannten erkennen würde, wenn dieser auch eine noch so unkenntlich machende Verkleidung gewählt habe. Des Königs Liebling widersprach, und Friedrich setzte als Wette eine namhafte Summe aus, um seine Behauptung durch die That zu beweisen; eine Summe, die groß genug war, um den Zweifler zu bewegen, selbst den Versuch zu machen. — Da er ohne Vermögen war, entdeckte er unter dem Siegel der Verschwiegenheit einem reichen Juden die ganze Sache, und dieser lieh ihm nicht nur alle seine kostbaren Juwelen und verschaffte ihm den prächtigen Anzug eines vornehmen Persers, sondern begleitete ihn auch in der Maske eines Dollmetschers auf die Redoute. Beide Masken machten großes Aufsehen, besonders aber die mit Edelsteinen übersäete Kleidung des persischen Herrn. Auch dem Könige fiel die Maske auf; an seinen Liebling, wie an die Wette, dachte er nicht. Der Monarch war auch verkleidet. Jetzt näherte er sich dem Perser, um ein Gespräch mit ihm anzufangen. Seine erste Frage war: „Wer die Maske sey?“ — Der Perser erkannte den König sogleich. In gebrochenem Französischen und mit verstellter Stimme erzählte der Perser, daß er ein Kaufmann aus Ispahan sey; daß wichtige Handelsgeschäfte ihn zu einer Reise nach Europa vermocht hätten, und, daß er sich hier in Berlin noch auf=

halte, um wo möglich seinen höchsten Wunsch erfüllt zu sehen.“ — „Und dieser ist?“ fragte Friedrich. — „Den König von Preußen zu sehen und mit ihm zu sprechen. Doch,“ setzte der Perser hinzu, „dies ist unmöglich, und ich werde meine Reise fortsetzen müssen, ohne meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen.“

Der König behauptete das Gegentheil und bewies dem Perser, daß Jeder den Monarchen sehen und sprechen könne. Die Maske blieb bei ihrer Behauptung und erklärte dies für unmöglich. Mit einem Male riß Friedrich seine Maske ab und sagte: „Nun, wenn Sie den König sehen wollen, so steht er vor Ihnen. Ich bins.“

„Eine Offenherzigkeit ist der andern werth!“ erwiederte der Perser, zog seine Maske ab und sagte: — „Und hier ist der Major v. . . .“

Friedrich wurde überrascht. Gern gab er seine Wette verloren und bezahlte seinem Lieblinge die bestimmte Summe.

2.

Wiederholt und ernstlich hatte Friedrich verboten, ihm bei der Parade oder andern Gelegenheiten Bittschriften zu überreichen. Er sah, daß man Mißbrauch davon machte, und daß die Bittenden oft etwas verlanten, was geradezu gegen Billigkeit, Gesetze und Verfassung stritt.

Allein jedesmal setzte er nach einem solchen strengen Verbote hinzu: Nur muß es nicht zu strenge genommen werden. Die armen Leute wissen, daß ich Landesvater bin, und oft mögen sie wohl Ursache genug haben, sich zu beklagen.

Aeußerungen dieser Art wurden natürlich bald bekannt; und die Bittschriften blieben ungeachtet des Verbotes nicht aus.

Auf der Reise zu einer der pommerschen Revuen hielt der König in einem kleinen Städtchen an. Um ihn herum standen die Offiziere einer dort liegenden Dragoner-Eskadron, als eine bejahrte Frau sich heran drängte und sich so wenig von der Wache, als selbst von den Offizieren, abhalten ließ, näher zu treten.

„Der König kennt mich gewiß noch!“ war die Erklärung, mit der sie alle Befehle, sich zu entfernen, zurückwies. Sie reichte dem Monarchen eine Bittschrift. Friedrich, der im Wagen saß, durchlas sie und lachte.

Die Bittstellerin, eine arme Schneiderwittwe, bat nämlich um eine Unterstützung und führte folgenden Grund an: Sie habe auf dem Schlosse des Hochseligen Königs, des Vaters Friedrichs, gedient, und habe einst diesem letztern, als ganz kleinem Prinzen, ein Butter-Brod gegeben. Er, der Prinz, habe dies so hoch aufgenommen, daß er ihr in seiner Freude versprochen habe, für sie zu sorgen.

Lächelnd sah Friedrich die Bittstellerin an. — „Da muß ich mich wohl revangiren!“ sagte er zu dem am Wagen stehenden Bürgermeister. „Setze Er der Frau eine Pension von hundert Thalern an und zahle Er die Summe für dies Jahr heute aus.“

206.

Der Oberst v. W., Kommandeur des Regiments L. zu B., zeichnete sich durch seine strenge Ordnungsliebe, durch seinen Eifer und durch seine tiefen und ausgebreiteten Kenntnisse im Dienste aus. Aber zugleich war er ein äußerst hitziger Mann, der auch den kleinsten Dienstfehler nicht verzieh und dann in seiner Hitze sich oft beleidigender Ausdrücke bediente. Einst sah er, daß während des Exercirens ein Fähndrich das Esponton nicht dienstmäßig hielt. Er ritt auf ihn los und rief mit glühendem Gesichte: „Herr Fähndrich, Sie stehen da, wie ein Ochse!“

„Um Verzeihung, Herr Oberst!“ gab der Fähndrich zur Antwort, „ich bin nur ein Kalb gegen Sie!“

Da diese unter dem Gewehr gegebene Antwort ein Verbrechen gegen die Subordination war, so wurde der Fähndrich sogleich arretirt; es wurde Kriegs-Recht über ihn gehalten und der Ausspruch war: „Infam cassirt.“

Das Urtheil mußte dem Könige zur Bestätigung vorgelegt werden. Friedrich schrieb statt der Bestätigung darunter: „Viel Witz und Dreistigkeit für einen Fähndrich. Vier Wochen nach Spandau und dann in ein anderes Regiment.“

4.

Auf dem Rückmarsche von dem unglücklichen Schlachtfelde bei Kollin ritt Friedrich ernst und nachdenkend neben seinem, diesmal nicht sieggekrönten Heere hin. Er ritt auf einem Fußsteige, auf welchem dicht vor ihm ein Paar alte Grenadiere gingen, die den König nicht bemerkten und ziemlich dreist über die verlorne Schlacht sprachen. „Nun, und was ist denn Großes bei der ganzen Sache? sagte der Eine. Maria Theresia hat auch mal eine Schlacht gewonnen, davon wird uns der Teufel noch nicht holen. Aber Gott sey den Weißröcken gnädig, kriegen wir sie auf dem rechten Flecke! Und wenn unser Heiland vom Himmel käme und hätte den österreichischen Rock auf dem Leibe, er müßte nieder!“ — „Ganz recht! fiel der andere ein. Aber unserm Fritzen geschah auch ganz Recht, daß er einmal so ankam, wie gestern! Hätte endlich einen Gefreiten mit fünf Mann nach Wien geschickt, um die Oesterreicher anzugreifen. Wird sich die Nase nicht wieder breit laufen!“

Friedrich hatte dies Alles gehört. Er ritt jetzt zwischen die beiden Grenadiere und sagte: „Ihr habt Recht, Kinder! Wir wollen unsere Sachen künftig besser machen.“

5.

Der General v. Lettow, Chef eines in Berlin stehenden Füsilierregiments, war einer von den Lieblingen des Königs. Lettow war nichts weniger als ein eigentlich wissenschaftlich gebildeter und gelehrter Krieger; er war bloß brav, war einer der rechtlichsten Männer, der schon, als er noch in Ruppin als Major stand, des Monarchen Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Er besaß alle Tugenden des Soldaten, ohne einen Fehler dieses Standes an sich zu haben. Besonders zeichnete er sich durch sein außerordentliches Gedächtniß aus, wußte alle Vorfälle der Kriege Friedrichs und wurde gewöhnlich in streitigen Fällen zum Schiedsrichter gewählt; ein Posten, den er mit Kenntniß und Freimüthigkeit sonder Gleichen verwaltete.

Sehr oft zog ihn Friedrich zur Tafel; eine Ehre, die Lettow besonders in der Zeit gern verbeten hätte, in welcher Friedrich die Literatur der Franzosen zum Gegenstande der Unterhaltung machte — ein Feld, das dem biedern Pommer ganz unbekannt war. Bei solchen Gesprächen saß Lettow ganz ruhig da; man sah es an seinen Mienen, wie wenig ihm die Literatur Frankreichs behagte.

Einst, bei einer mehr als gewöhnlich zahlreichen Tafel, nahm der König diesen Gegenstand wieder auf und wandte sich in einer Art von scherzhafter Laune mit der Frage: „Nun, lieber Lettow, was meint Er zu dem Allen?" an den General.

Ohne die mindeste Verlegenheit zu äußern, sagte dieser: „Was Eure Majestät da von französischen Witzen erzählen, lasse ich dahin gestellt seyn; ich weiß nur so viel, daß wir preußische Witze haben, denen die französischen nicht das Wasser reichen." — Da würde ich etwas ganz Neues hören," äußerte Friedrich. „Die Behauptung möchte Er schwerlich durchsetzen." Nichts leichter als dies! Sehen Ew. Majestät, da haben wir erstlich Mollwitz, wo Sie die erste Schlacht gewannen, die den Ruhm unserer Waffen gründete; dann haben wir zweitens Bunzelwitz in Schlesien, wo Ew. Majestät gegen die Oestreicher und Russen so sicher saßen, wie in Abrahams Schooße; drittens sitzt dort mein Freund Prittwitz, der Ew. Majestät bei Kunersdorf rettete, und viertens hier mein braver Nachbar Lestwitz, der mit seinen Grenadieren so oft den Nagel auf den Kopf traf. Diese Witze sind besser, als alle die französischen, mit denen wir im Felde keinen Hund aus dem Ofen locken können."

Friedrich schwieg einige Augenblicke. — „Er hat Recht, lieber Lettow," sagte er dann, und konnte nicht ganz eine kleine Verlegenheit verbergen.

6.

Friedrich hörte nicht nur naive und originelle Aeußerungen sehr gern, sondern wußte sie auch eben so zu beantworten. Einst ritt er mit einem General neben dem Kirchhofe der Marienkirche in Berlin vorbei. Auf diesem

Platze tummelten sich die Knaben herum und machten so viel Lärm, daß der König in seiner Unterredung mit dem General gestört wurde. Unwillig hob er die Krücke auf und sagte drohend: „Ihr Buben! Wollt Ihr bald in die Schule! Wartet, ich werde es Eurem Schulmeister sagen!“ — Einer der Knaben, der dem Monarchen am nächsten war, rief lachend: „Seht doch den, der will König sind, und weiß nicht einmal, daß wir des Mittwochs Nachmittag frei haben!“ — Friedrich sagte lächelnd: „Es wird ja immer besser! Nun soll ich mich auch um die Klippschulen bekümmern.“

7.

Dem Fürsten Leopold von Dessau, der vielleicht den, von ihm am 15. Dezember 1745 bei Kesselsdorf erfochtenen Sieg in seinen Gesprächen zu hoch anrechnen mochte, verehrte der Monarch einen sauber in Kupfer gestochenen Plan dieser Schlacht. Die Etikette dieses Plans war ein alter Kater, der den Bart gerade so trug, wie der Fürst ihn zu tragen pflegte. Er machte den Schildhalter und trug in seinen Krallen eine aufgewickelte Rolle, welche die Nachricht des Sieges enthielt.

8.

Friedrich befand sich einst in einem kleinen sächsischen Städtchen während des Kriegs unpäßlich. Er hatte gerade einen seiner größern Pläne entworfen, an dessen Ausführung ihn jene Unpäßlichkeit hindern zu wollen schien. Um einer etwanigen Krankheit vorzubeugen, verlangte er, in Abwesenheit seines Leibarztes, den Rath eines daselbst wohnenden Doktors. Dieser erschien, erklärte die Unpäßlichkeit für Folge einer Erkältung und eilte nun, dem Monarchen einige wirksame Mittel zu besorgen. Bei seiner Rückkunft konnte er den König nicht mündlich sprechen, da bei diesem sich die Generale versammelt hatten. Der Arzt ging daher in ein anderes Zimmer, um dem König die Verhaltungsregeln aufzuschreiben.

Friedrich erhielt diese, da der Arzt es dringend gemacht hatte, durch einen der Adjutanten. Er las die Worte: „Ew. Majestät werden dieses beikommende Pulver mit einem Vehiculo von Honig oder Syrup nehmen.“ — Der Ausdruck Vehiculum war dem Monarchen unverständlich: er fragte die Anwesenden; aber allen diesen ging es mit dem Ausdrucke eben so; keiner wußte ihn zu erklären.

Einer der Adjutanten mußte zu dem nahe wohnenden Prediger gehen und ein lateinisches Lexikon holen. Man schlug das Wort auf und fand: Vehiculum, ein kleiner Wagen, eine Schiebkarre.“

„Um Gottes willen, meine Heeren! werden Sie hier nicht krank!“ sagte Friedrich laut lachend. — „Da lobe ich mir die Berliner Aerzte, die verlangen doch nur, daß man Löffelweise einnimmt; hier kommt man mit Schiebkarren angezogen!“

9.

In der bekannten Sache des Müllers Arnold wider den Landrath von Gersdorf, in welcher Friedrich, um sein Benehmen gelinde auszudrücken, aus Liebe zur Gerechtigkeit ungerecht wurde, zeigte der Monarch, wie hart er es ahnde, wenn seiner Ansicht nach die Rechte eines Unterthanen von der Obrigkeit beeinträchtigt würden. Arnold war ein Müller in der Neumark. Auf den Gütern des Landraths von Gersdorf entsprang das Wasser, das seine Mühle trieb; es floß durch verschiedene Teiche, ehe es zur Mühle kam. Gersdorf leitete dies Wasser um einen seiner Teiche in einen neuen, und der Bach nahm nun, nachdem er den neuen Teich gewässert hatte, seinen Lauf wieder nach der Mühle. Der Müller verlor dadurch also nichts, außer einigen Tagen, die zum Füllen des Teiches nöthig waren; ein Verlust, der zehnfach durch den Vortheil, daß jener Teich immer wieder, selbst in der trockensten Zeit, Wasser hergab, vergütet war. Arnold hatte viele Schulden, bezahlte zuletzt den Miethzins nicht, es entstand ein Prozeß und die Mühle wurde rechtskräftig zum Verkauf angeschlagen.

Arnold wandte sich an den König mit der Vorstellung, daß ihm durch jenes ausgesprochene Urtheil das größte Unrecht geschehe; das Mühlwasser sey ihm genommen und dennoch habe man von ihm den völligen Pachtzins verlangt; daher habe er Schulden machen müssen, und nun, bei dem Anschlage seiner Mühle, sey ihm nichts so gewiß als der Bettelstab.

Dem Monarchen fiel diese Geschichte sehr auf; sie erschien ihm als eine unerhörte Ungerechtigkeit, und daher schrieb er auf der Stelle an das Kammergericht in Berlin:

„daß er sich zwar in Justizsachen nicht mische; aber Arnolds Klage falle ihm so sehr in die Augen, daß er dem Kammergericht befehle, die Sache gleich gründlich zu untersuchen und dem Kläger zu seinem Rechte zu verhelfen.“

Von Küstrin, wo die Sache zum Spruche gekommen, wurden also die Akten abgefordert, und das Kammergericht sprach in zweiter Instanz den Rechten gemäß, wie man in Küstrin geurtheilt hatte. Die Akten gingen wieder nach Küstrin und man vergaß es, dem Monarchen Bericht abzustatten. Jenes erste Urtheil wurde, als bestätigt, vollzogen, und Arnold kam wieder mit einer kläglichen Vorstellung bei dem Könige ein.

Friedrich erstaunte, daß er keinen Bericht erhalten habe, und verlangte diesen durch ein Kabinetschreiben. Das Kammergericht entschuldigte sich damit, es sey nicht möglich gewesen, diesen Bericht abzustatten, da die Akten ordnungs- und vorschriftsmäßig zur Bekanntmachung an die erste Instanz zurückgeschickt wären. Friedrich schrieb an das Kammergericht: „Können denn die Herren die Akten nicht zurückfordern?“ Man meldete dem Könige: man könne noch in der dritten oder Revisions-Instanz sprechen, und Friedrich befahl nun, daß dies geschähe.

Dies dritte Urtheil war dem ersten und zweiten völlig gleich. Nun kam der Müller Arnold wieder bei dem Könige ein und stellte vor: Es könne alles nichts helfen; denn es sey nur zu ausgemacht gewiß, daß die Obrigkeit darauf ausgehe ihn wider alles Recht unglücklich zu machen. Zum Unglück hatte man auch diesmal

unterlassen, dem Monarchen einen besonderen Bericht zuzusenden, und aus dieser Versäumniß ist der Argwohn zu erklären, der nun in des Königs Herz schlich. Mißtrauisch gegen jeden Rechtsgelehrten, übertrug er einem Obersten von Heuking, des Müllers Sache zu untersuchen, und dieser, von dem Auditeur seines Regiments bestimmt und selbst nicht im Stande, der Sache auf den Grund zu sehen, berichtete, daß dem Müller Unrecht geschähe.

Dies brachte den Monarchen auf. Ein Strafexempel zu zeigen, schien ihm hier um so nöthiger, da diese Angelegenheit schon der Gegenstand aller Gespräche war. Dem Großkanzler von Fürst wurde der Befehl, die drei Kammergerichtsräthe, die in Arnolds Sache gesprochen hatten, auf das Schloß zum Könige zu schicken. Der treffliche Großkanzler ahnte, was geschehen könne. Edel und überzeugt, daß jene drei Männer nach Gewissen und Pflicht in der ganzen Sache gehandelt hatten, begleitete er sie zum Könige, ohne dazu aufgefordert zu seyn.

Friedrich litt eben an Zahnweh. Beim Eintreten der Räthe richtete er sich vom Kanapee auf, sein Blick war furchterregend; die unerwartete Erscheinung des Großkanzlers steigerte seinen Zorn aufs Höchste.

„Herr! was will Er?“ rief er dem Großkanzler entgegen. — „Wer hat Ihn rufen lassen? Ich kenne Ihn schon! Weg! Fort, fort, mit Ihm! Er ist hiermit kassirt.“ — Vergebens war alles, was der unglückliche edle Mann vorbringen wollte; umsonst sein Muth. Friedrich wies ihn auf eine ganz unverdiente Art aus dem Zimmer. Zitternd standen die drei Räthe da; sie sahen das Ungewitter kommen, das über sie ausbrechen würde, und hatten nicht vergebens gefürchtet, denn jetzt brach des Monarchen Zorn über die redlichen Männer aus, die der König gar nicht anhören wollte. Endlich in einer Pause trat einer derselben dem aufgebrachten Monarchen näher und sagte mit wahrem Heldenmuthe: „Ich habe nach Pflicht, Gewissen und vollkommensten Rechte gesprochen und entschieden. Wenn Ew. Majestät mir auch zehnmal beföhlen, anders zu urtheilen, so würde ich es doch niemals thun, denn dies verbieten mir Eid und Gewissen.“

Jetzt sprang Friedrich vor Zorn außer sich auf, rief die Wache und sagte: „Das ist doch eine verteufelte Impertinenz!“ Die drei Biedermänner zitterten, da sie den Monarchen so außer sich sahen. In diesem Augenblicke sammelte sich der große Monarch; er bemerkte die Todesfurcht jener Männer, freundlich wandte er sich zu Ihnen und sagte mit der ihm so eignen Gutmüthigkeit: „Nun, nun, fürchtet Euch nur nicht! Es soll Euch kein persönliches Leid geschehen. Nur in Arrest muß ich Euch schicken!“

Wie groß handelte Friedrich in diesem Augenblicke der Selbstüberwindung! Er war überzeugt von der Unrechtmäßigkeit des Urtheils; die muthvolle Aeußerung des einen der Räthe mußte ihm ein Majestätsverbrechen erscheinen, und doch war in diesem Augenblicke seine ihm so natürliche Menschenliebe stärker, als sein Vorurtheil, das ihm ganz im Gewande der erwiesensten Wahrheit erschien.

Der fernere Verlauf der Geschichte ist bekannt. Der Großkanzler wurde kassirt, und mehrere Räthe kamen auf die Festung. Aber ausgezeichnet hart ist das Reskript des Königs über diese Angelegenheit. Er sagt darin:

„Ein Justiz-Kollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer, wie eine Diebsbande; vor der kann man sich hüten, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger, als die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und meritiren eine doppelte Bestrafung.“

10.

General Seidlitz berichtete einst dem Könige eines der vielen kleinern Gefechte, die täglich im siebenjährigen Kriege vorfielen. Er selbst hatte bei dem Gefechte kommandirt und erwähnte gegen den Monarchen die Musterhafte und kluge Anführung eines Offiziers von dem Wunschschen Freikorps! — „Freikorps! Freikorps! antwortete der Monarch. Geh' Er mir doch mit der klugen Tapferkeit eines Offiziers vom Freikorps. — Und dieser macht

eine rühmliche Ausnahme! fiel Seidlitz ein. Ich habe wenig Offiziere kennen gelernt, die sich so zu nehmen wußten, wie dieser. Er verdiente ein Regiment zu führen! — Wie heißt er? - Seidlitz nannte den Namen. Den habe ich schon nennen hören, sagte Friedrich. Er hat sich schon bei einer Affaire ausgezeichnet. — Ja, und er verdient einen Orden.“ — Ohne daß Seidlitz es wußte schickte der König nach dem Hauptmann; dieser kam. Friedrich legte den Orden vom Verdienst und eine Goldrolle auf den Tisch. — „Er hat sich sehr brav gehalten, sagte der Monarch freundlich. „Ich muß Ihn belohnen; wähle Er! Hier liegen hundert Friedrichsd'or und hier der Orden — was von beiden wählt Er? — Ohne sich lange zu bedenken, griff der Offizier nach dem Gelde. — Ehre hat Er wenig, sagte Friedrich unwillig, sonst würde Er den Orden genommen haben. — Verzeihen Ew. Majestät, ich habe Schulden, die ich erst bezahlen will. Den Orden werde ich in einigen Tagen nachholen. — Brav, mein Sohn! sagte Friedrich, indem er dem Offizier auf die Schulter klopfte: Nehme er den Orden auch nur gleich mit. Er verdient ihn.“

11.

Auf einem der Märsche in Schlesien bekam Friedrich von einer Frau einige Aepfel, die er, obgleich diese nichts annehmen wollte, mit einigen Friedrichsd'or bezahlen ließ. Voll Freuden vertheilte die Frau die übrigen Aepfel unter das Gefolge des Königs, und äußerte dabei, daß der Monarch gewiß einen schönen Sieg erfechten werde, und daß sie sich im voraus freue, den König als Sieger zu sehen.

Die Vorhersagung traf ein; die Schlacht bei Liegnitz wurde gewonnen und Friedrich ging nach wenig Wochen wieder durch diese Gegend. Alle Bewohner des Dorfes standen an der Heerstraße, jene Prophetin an ihrer Spitze; sie that sich etwas darauf zu Gute, daß ihre Vorhersagung pünktlich eingetroffen war, und laut glückwünschend, äußerten die übrigen dem Monarchen ihre Freude. Friedrich war gerührt, dankte auf das

huldreichste und sagte dann zu dem neben ihm reitenden General von Ziethen: „Das muß man den Schlesiern nachsagen, sie haben alle eine gewisse feine Lebensart. Nehme Er dagegen einmal Seine Priegnitzer? — Oho! fiel Ziethen etwas unwillig ein. Bezahlen Ew. Majestät nur den Priegnitzern jeden Apfel mit fünf Thalern, sie werden noch höflicher sey!"

12.

Charakteristisch ist der Briefwechsel, den Friedrich mit Ziethen führte, als dieser das bei Lissa den 5. Dezember 1757 gänzlich geschlagene österreichische Heer auf seiner wilden Flucht bis in Böhmen verfolgte. Bekanntlich war der Schlachttag von Lissa auch in Hinsicht des Wetters einer der schönsten. Kein Wölkchen hatte den Himmel getrübt; wie an einem der schönsten Frühlingstage hatte die Sonne den Sieg der Preußen beleuchtet. Aber während der Nacht änderte sich das Wetter auffallend, ein ungeheurer Schnee fiel und am Morgen war das Schlachtfeld mit allen seinen Leichen wie mit einem Sterbetuche von Schnee bedeckt. Jetzt mußte Ziethen mit drei Bataillons Grenadieren, drei Infanterieregimentern, eben so viel Dragonerregimentern, vier Regimentern Husaren und zwei Freibataillons dem fliehenden Feinde folgen. Zehn tausend Gefangene und drei tausend Wagen waren die Früchte dieses Zuges. An jedem Tage erhielt der Monarch Rapport von Ziethen und jeden Brief beantwortete er. Eine Antwort mag hier Platz finden.

„Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Ziethen, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen. Hierauf kommt wahrhaftig die Wohlfahrt des Landes an."

13.

In der Schlacht bei Zorndorf hatten einige der sonst braven Regimenter ihre Schuldigkeit nicht gethan; sie wichen in einem der entscheidendsten Augenblicke. Desto

muthiger und braver hatten sich andere Schaaren benommen, besonders aber eins der schlesischen Füsilierregimenter, das, wie alle diese Regimenter, aus kleinern und unansehnlichern Leuten bestand, als die Musketierregimenter und Grenadierbataillons. Friedrichs scharfem Auge war die Tapferkeit jenes Regiments nicht entgangen. Nach der Schlacht versammelten sich die Generale um dem Monarchen Glück zu diesem ausgezeichneten Siege zu wünschen. In seiner Freude äußerte der Monarch: „Es ist mir große Freude, den Sieg gewonnen zu haben; aber es ärgert mich nur, daß ich ihn solchem Grobzeuge, wie die Füsiliere von * * * sind, verdanken muß.“

General Gablenz, in dessen Brigade jenes Regiment gestanden hatte, hörte diese Worte. Sie waren ihm, trotz des Zusatzes Grobzeug, der größte Lobspruch. Er ritt zu dem Regimente. „Kinder!“ sagte er, „der König nennt Euch zwar Grobzeug, versichert aber doch, daß er Euch den Sieg verdankt!“

Die Füsiliere waren entzückt und stolz auf diese Aeußerung des Königs, und hatten noch lange nachher den Gebrauch, jenes Wort immer dann laut auszurufen, wenn sie den Monarchen in ihrer Nähe wußten.

14.

General von Fink, einer der Lieblinge Friedrichs fiel durch sein Unglück, da er sich mit seinem schwachen Korps den 22. Nov. 1759 bei Maxen den ihn einschließenden Oesterreichern übergeben mußte, bei dem Monarchen in Ungnade. Fast 11,000 Mann Preußen streckten an diesem unglücklichen Tage das Gewehr. Der Generaladjutant, der diese schreckliche Nachricht — die erste in dieser Art überbringen sollte, bezeigte dazu keine Lust. Herr von Catt, der beständige Gesellschafter des Königs, übernahm dies mißliche Geschäft. Als er in das Zimmer des Königs trat, parodirte dieser einige Verse aus dem Prediger Salomonis und aus dem Hohenliede. Er sah Catt nicht gleich, und fuhr fort zu schreiben. Als er geendigt hatte, sah er auf, und nun erzählte Catt die Begebenheit. Der Monarch fuhr heftig auf; dann ging er seufzend län-

ger als eine Viertelstunde in seiner Kammer auf und nieder, und bezeigte sein Erstaunen, daß sich seine Truppen nicht lieber hätten niederhauen lassen, ehe sie sich gefangen gaben. Dann redete er Catt an: „Sie lieber Catt, können mir nicht helfen! Ueberlassen Sie mich meinen Gedanken! Ich muß mich schnell entschließen, und wenn ich das Unglück nicht ersetzen kann, so will ich doch suchen, es zu mindern. Gleich will ich meinen Bruder Heinrich kommen lassen, und mich mit ihm über diese unerhörte Begebenheit berathschlagen."

Nun ergriff der König seine Flöte und der Prinz Heinrich kam, der früher schon den König auf die äußerst gefährliche und gewagte Stellung des Generals Fink bei Maxen aufmerksam gemacht hatte. Friedrichs erste Sorge war, Niedergeschlagenheit und Kleinmuth bei seiner Armee zu verhüten. Er verließ sogleich mit dem Prinzen sein Haus, spazierte mit ihm eine Weile durch die Regimentsgassen unter Scherz und Lachen, ließ sogleich darauf die ganze Armee das Gewehr ergreifen.

Der feindliche Feldmarschall Daun war indessen neugierig, wie sich Friedrich nach einer solchen Begebenheit benehmen werde. Um dies zu sehen, kam er mit seiner ganzen Avantgarde. Friedrich war in Schlachtordnung. Man kanonirte sich stark von beiden Seiten. Daun wußte nun, was er zu wissen verlangte, und ging mit seiner Avantgarde ins Lager zurück.

Für den gefangenen General von Fink, einen sonst verdienstvollen, thätigen und tapfern General, der, wie der Prinz Heinrich, vorhergesehen hatte, was ihm bei Maxen begegnen müsse, hatte nach der Unterredung des Königs mit dem Prinzen jenes große Unglück nicht die traurigen Folgen, die er befürchtete. Der Monarch empfing ihn freilich etwas auffallend. Er ließ ihn zur Tafel einladen, betrachtete ihn in seinem Tafelzimmer rechts und links, von oben bis unten, ohne ein Wort zu sagen ging dann wieder in sein Kabinet, und ließ dem General sagen, er sey aus Versehen zur Tafel eingeladen. Sogleich darauf kam Fink in Arrest und vor das Kriegs-

Gericht. Diese Spannung währte so lange, bis Fink in dänische Dienste trat. Jetzt kam er zum Monarchen. Dieser hatte nun alles vergessen, umarmte ihn, wünschte ihm Glück, und erklärte ihn vor allen Anwesenden für einen der größten Generale.

15.

Der Bischof von Ermeland bat einst den Monarchen ihm bei der Einweihung der katholischen Kirche in Berlin eine feierliche Prozession durch die Hauptstraßen zu gestatten. „Sehr gern erlaube ich dies, gab Friedrich zur Antwort, aber finden Sie sich ja vorher mit den Berliner Straßenjungen ab.“

16.

Einst begegnete Friedrich zwei jungen Prinzen seines Hauses die mit ihrem Gouverneur am Ufer der Havel spazieren gingen. Er ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und beide erzählten ihm als eine Merkwürdigkeit, sie hätten zwei Artillerie-Offiziere gesehen, die mit Steinen über die Havel hätten werfen können; daß aber der eine den andern in dieser Kunst weit übertroffen habe. Zufällig nannte der Begleiter diese beiden Offiziere, die aus dem niedrigsten Stande waren und überhaupt auch nicht im besten Rufe standen.

„Wenn ich nur wüßte, warum der Eine weiter werfen konnte, als der Andere!“ äußerte der jüngere Prinz gegen den König. — „Weil er länger Straßenjunge gewesen ist,“ antwortete Friedrich lachend.

17.

Der Major von L. hatte gegen mehrere seiner Offiziere geäußert, daß er an seinem Geburtstage, der in acht Tagen fiel, ein schönes Mittagsessen geben wolle, und daß ein feister Hirschbraten auf der Tafel paradiren solle. Um diesen letztern zu bekommen, schrieb er an mehrere Förster, und ritt selbst zu ihnen. Aber vergebens! Die

hohe Jagd war verboten, und kein Förster wollte es wagen, die Bitte des Majors zu erfüllen. Das Wort war gegeben; um es wahr zu machen, ritt der Major mit einigen seiner Offiziere in den nächsten königlichen Forst, und schoß ohne weitere Erlaubniß den schönsten Hirsch, den er nun nach Hause fahren und zubereiten ließ.

Dieser Jagdfrevel wurde angezeigt, und der Major mußte die darauf festgesetzte Strafe von hundert Dukaten an die königliche Forstkasse bezahlen. Jetzt befürchtete er die Ungnade des Monarchen, um so mehr, da die Reihe an ihm war, Oberstlieutenant zu werden; er fürchtete, um dieses Jagdfrevels willen in seinem Avancement zurückgesetzt zu werden. Das Regiment ging bald darauf zur Revue.

Der Major wurde dessenungeachtet Oberstlieutenant, ging nun zu dem Monarchen, bedankte sich wegen des Avancements und bat zugleich den König wegen des Jagdfrevels um Verzeihung. — „Hat Er denn die festgesetzte Strafe von hundert Dukaten bezahlt?“ fragte der König. — „Ja, Ew. Majestät. — Weiß Er was, lieber L., antwortete Friedrich lächend, wenn Er Lust hat, schieße Er die Hirsche alle; aber Er muß für jeden hundert Dukaten bezahlen.“

18.

Der Musikus in einer Stadt hatte ein großes Concert angekündigt, von dessen Einnahme er sich um so mehr versprach, da, nach dem unterzeichnetem Circular, die Versammlung äußerst zahlreich werden mußte. Wenige Tage vor der Aufführung fiel ein Todesfall bei Hofe ein, und alle Musik im ganzen Lande wurde untersagt.

In seiner Verzweifelung schrieb der Musikus an den Monarchen; er stellte vor, daß von der Einnahme dieses mit vielem Aufwande und Kosten verbundenen Concerts seine und seiner ganzen Familie Existenz für den nahen Winter abhinge und bat, das Concert, der Landestrauer ungeachtet, aufführen zu dürfen. — Der Monarch schrieb zurück:

„Da meines Wissens der Musikus mit meinem Hause nicht verwandt ist, so kann man nicht verlangen daß er Noth leiden solle, um seine Trauer zu bezeigen. Er kann sein Concert geben.“

19.

Der General von Zaremba war besonders in den späteren Jahren des Königs einer der Lieblinge des Monarchen. Einst fragte ihn Friedrich: „Sage Er einmal, Zaremba, wie heißt eigentlich Sein ganzer Name?“ — Der General antwortete: „Zaremba Rothozatazurack.“ — „So heißt ja der Teufel nicht!“ erwiederte Friedrich. — „Der ist auch nicht von meiner Familie!“ setzte Zaremba ganz trocken hinzu.

20.

Als Friedrich in den ersten Tagen des Novembers 1758 nach Jauer ging, verfolgte der österreichische General Laudon die Arrieregarde, ohne dieser schaden zu können. In einem Hohlwege fand der König drei Pontonswagen, deren Pferde so ermattet waren, daß es unmöglich schien, das schwere Fuhrwerk durch den äußerst schlechten Weg herauf zu bringen. Der Monarch bemerkte, daß der kommandirende Offizier sich alle Mühe gab und daß Knechte und Pferde das ihrige thaten. „Wenn Er die Pontons nicht durchbringen kann,“ sagte Friedrich, „so lasse Er sie nur stehen, und rette Er die Leute und Pferde.“ — „So weit sind wir noch nicht! Dazu ists immer noch Zeit!“ antwortete der entschlossene Offizier. Indessen war der Monarch kaum weggeritten, als ein starker Schwarm Croaten andrängte; jener Offizier mußte die schweren Wagen stehen lassen, und nur mit Mühe gelang es ihm, die Leute und sich zu retten, und sich dem Zuge anzuschließen. Friedrich bemerkte ihn. — „Nun? wie ists mit ihm?“ fragte er. — „Ihro Majestät,“ antwortete der dreiste Offizier, die Pontons waren schadhaft; die Pferde abgetrieben; ich habe deshalb den Oesterreichern die erstern zur Ausbesserung und die letztern zum Ausfüttern hingegeben. Sobald die Pontons ausgebessert und die Pferde wieder bei Kräften sind, wollen wir beides wieder holen.“ — Friedrich lächelte. — „Ja, da hat Er Recht, das ist der beste Rath.“

21.

Die Köche des Monarchen waren ein für allemal angewiesen, die Rechnung bei einer mehr als gewöhnlichen Mahlzeit einzureichen; der König sah sie durch, billigte oder strich sie, je nachdem sie ihm billig oder unbillig vorkam.

Am 4. November 1784 belief sich die Rechnung für eine solche Mahlzeit auf 25 Thlr. 10 Gr. 1⅔ Pf. Dies schien dem Monarchen zu viel. Eigenhändig schrieb er nach seiner bekannten Schreibart folgendes unter die eingesandte Rechnung:

„Gestolen. Da ungefer hundert Austern Sind auf den Tis gewesen, Kosten 4 Thlr. Die Kuchen 2 Thlr. Quappenleber 1 Thlr. Die Fisch 2 Thlr. Die Kuchen auf Russisch 2 Thlr.; macht 11 Thlr. Das Uebrige ist gestohlen; da ein Essen mehr Heute ist gewesen, nemlich Hering und Erpsen, Kan 1 Thlr. kosten. Also was über 12 Thaler, ist impertinent gestohlen.

22.

Friedrich wollte einst zu seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, fahren, und rief dem Kutscher zu: „Zu meinem Bruder Heinrich!" — Der Kutscher hatte diese Worte nicht gehört, und fragte. Der die Thür des Wagens schließende Bediente sagte: „Zu meinem Bruder Heinrich!" — Der König lachte. — „Schlingel!" sagte er, „warte, ich will dir die Brüderschaft anstreichen!"

23.

Der Monarch hatte bei der Belagerung der Hauptstadt Breslau sein Quartier im Dorfe Rothkretschen genommen, und hier ein Bauerhaus bezogen. Die Belagerung dauerte bekanntlich bis zum 19. Dezember, und die Kälte nahm so überhand, daß die Truppen kaum im Stande waren, die Belagerungsarbeiten auszuhalten. Daß es in dieser Lage über alles, was Holz hieß, sehr herging, daß kein Zaun, keine Planke verschont wurde, und daß man endlich Scheunen, Ställe und Häuser abbrach, um Brennmaterial zu haben, bedarf kaum einer Erwähnung.

Die im Dorfe liegenden Dragoner fingen endlich an, alles Holzwerk von des Königs Quartier abzubrechen. Der wachthabende Offizier von der Garde suchte sie durch Vorstellungen davon abzuhalten; aber vergebens. Er drohte endlich mit Gewalt, ließ die Wache vortreten, und kündigte ihnen an, daß er Feuer auf jeden, der noch ein Brett abbräche, würde geben lassen. Allein auch diese ernsten Worte wurden von den Dragonern nicht berücksichtigt; sie lachten der Drohung und fuhren mit Abbrechen des Holzes fort. Friedrich hörte den Lärm, er schickte nach dem Offizier der Wache, der auch sogleich in des Königs Stube trat. — „Was ist denn draußen für Lärm?" fragte der König. — „Es sind die Dragoner; sie brechen das Haus ab, in welchem Ew. Majestät Quartier genommen haben. Vorstellungen sind fruchtlos; ich habe daher die Wache heraustreten lassen." — „Nun, was soll die Wache?" — Drunter schießen, wenn sie fortfahren mit abbrechen!" — „Das ist der unrechte Weg. Warte Er nur, ich will dem Unfug bald ein Ende machen." — Bei diesen Worten trat der Monarch vor die Thür. — „Hört einmal, Dragoner!" sagte er, „wenn Ihr so fortfahrt, so fällt mir der Schnee ins Bette, und das werdet Ihr doch nicht zugeben?" — Beschämt gingen die Dragoner zurück, und das Haus blieb verschont.

24.

Ein Soldat hatte in der Schlacht bei Roßbach von einem gefangenen französischen Offizier vierzig Thaler Gold erbeutet. So reich war er in seinem Leben noch nicht gewesen; seine ganze Seele hing an diesem Schatze; er vernähete ihn in das Futter seiner Uniform, und marschirte, viele Pläne über die beste Anwendung dieses Geldes machend, mit nach Schlesien. In Parchwitz ließ er sich von seinen Kameraden zum Spiele verleiten, und in Zeit von einer Stunde war alle sein Geld verloren. Jetzt bemächtigte sich die höchste Verzweiflung des Unglücklichen; er konnte den Gedanken an seinen Verlust nicht ertragen; der Spott seiner glücklichen Kameraden kam dazu, genug, er beschloß, durch Selbstmord zu enden. Wüthend ergriff er sein Gewehr, und rannte, von

seinen Kameraden nicht bemerkt, weil sie mit dem Spiele beschäftigt waren, in den Garten, um hier sein Vorhaben auszuführen.

Friedrich kam eben vom Recognosciren-Reiten zurück, er bog eben um den Garten, wurde den Soldaten gewahr, der, ganz außer sich, sein Gewehr frisch ladete, und schloß sogleich auf irgend eine strafbare Absicht. Rasch sprengte der Monarch heran. — „Kerl, was willst du thun?" rief er ihm zu. Wie von einem Donner erschreckt stand der Verzweifelte zitternd da, das Gewehr fiel zur Erde. Antworten konnte er nicht. Friedrich wiederholte die Frage, und setzte hinzu: „Warum wolltest du dich erschießen?" — Jetzt kehrte Reue in das Herz des Unglücklichen, er gestand dem Monarchen sein Vorhaben, und setzte hinzu: daß er dies erbeutete Geld, sobald er in die Winterquartiere gekommen seyn würde, seinem alten Vater und seiner blinden Schwester zum Unterhalt habe schicken wollen, da er nun aber alles verspielt, so sähe er keinen andern Ausweg, als den Tod.

Der Monarch wurde gerührt durch die ganze Lage und durch das reuevolle Geständniß des Soldaten, befahl dem ihn begleitenden Oberstlieutenant von Krusemark, dem Soldaten das Geld wieder zu geben, und setzte ernst warnend hinzu: „Schäme dich, du bist ein junger, ansehnlicher Kerl, dem's bei längerm Dienste nicht fehlen kann. Ich verzeihe dir deinen Fehltritt; bitte Gott, daß er dir dein böses Vorhaben gnädig vergeben möge, und bleib ein braver Kerl. Geh still in dein Quartier; für deine arme Schwester soll gesorgt werden!" — „Ach, Ihro Majestät, wenn ich zurückkomme, werde ich bestraft werden!" — Der König wandte sich jetzt zu seiner Begleitung: „Messieurs," sagte er, „niemand von Ihnen erzählt diesen Auftritt!" — Dann wandte er sich wieder zu dem Soldaten: „Geh ruhig in dein Quartier, du kannst den Schuß besser gebrauchen."

25.

Friedrich begegnete, da er zur Revüe ins Lager ritt, einem alten Marketenderweibe, das mit einer ungemein kreischenden und durch dringenden Stimme „Sohleier

und Radieschen!" ausrief. — „Gebt doch dem armen Weibe zehn Thaler! Die Alte läßt es sich ja gar zu sauer werden!" sagte Friedrich zu einem seiner Begleiter. Es geschah. Der König war noch nicht hundert Schritte weiter geritten, als ein großer Haufen anderer Marketenderweiber sich um ihn versammelten, und, in fester Erwartung einer gleichen Belohnung, noch ungleich ärger schrieen. — „Ei, gehorsamer Diener! sagte der Monarch; „da müßte ich viel zehn Thaler haben, wenn ich allen alten Weibern die Sohleier und die Radieschen abkaufen wollte!"

26.

Eine nicht unwichtige Rolle in der Geschichte Friedrichs spielte des Königs Kutscher, Namens Pfund, ein Mann, von dem man auch in seinem Stande sagen konnte: er war ohne Furcht und ohne Tadel, und vielleicht hat es nie einen Menschen gegeben, der, wie Pfund, die Kunst verstand, sich wichtig zu machen. Mit dem Monarchen sprach er, wie mit seines Gleichen, und oft war es der Fall, daß der König ganz von ihm abhing. Friedrich besprach alle seine Reisen mit ihm. Einst sagte der König zu ihm: „Pfund, in einer halben Stunde reise ich auf einen Monat fort! Richte dich danach ein!" — „Nun ja! Daß Gott sich erbarme! In einer halben Stunde fortreisen. Das geht nicht!" erwiederte Pfund. — „Und weshalb gehts nicht?" — „Weil ich in einer Stunde ein christliches Werk verrichten, und bei dem Sohn meiner armen Nachbarin Gevatter stehen will." — „Nun, dann muß ich deines christlichen Werkes wegen schon eine Stunde länger warten." — „Soll auch nichts hindern; es kann nachher desto geschwinder gehen." — Pfund ging, um sich umzukleiden. Friedrich rief ihn zurück: „Höre einmal, Pfund, du sagtest von einer armen Nachbarin; ist die Frau wirklich so bedürftig?" — „Sie ist eine arme Schusterfrau, die freilich nicht viel einzubrocken hat." — „Nun, dann nimm ihr diese funfzig Thaler mit, und sage ihr, sie soll ihren Jungen ordentlich erziehen."

27.

Bei Gelegenheit der Vermählung des Erbstatthalters mit der Prinzessin von Preußen befahl Friedrich seinem Leibkutscher Pfund, daß er in einem der ansehnlichsten Speisehäuser der Residenz ein schönes Abendessen bestellen, daß er auf dies den Leibkutscher des Erbstatthalters mit allen Stallbedienten bitten, und dann am folgenden Morgen ihm, dem Monarchen, die Rechnung des Gasthalters überreichen solle. Pfund, der in allen seinen Sachen sehr pünktlich war, ließ sich diesen mündlichen Befehl des Königs durch den anwesenden Geheimen Kämmerer schriftlich geben, ging nun nach dem ersten Gasthofe Berlins, die Stadt Paris, und bestellte, durch die schriftliche Anweisung bevollmächtigt, das möglich schönste Abendessen, die feinsten Weine, und so nahm er am Abend nicht nur die Stallbedienten des Erbstatthalters, sondern auch die des Königs mit sich. Die Gesellschaft bestand aus vierzig Personen; der schönste Saal des Hauses war ihr angewiesen, und man kann leicht errathen, daß die heitern Gäste, durch Pfunds Zureden und Beispiel vermocht, es sich wacker munden ließen. Erst gegen Morgen ging die Gesellschaft aus einander. Gegen Mittag ließ sich Pfund die Rechnung geben, und ganz unbekümmert, wie hoch sie sich belaufen möge, trug er sie zum Könige. Friedrich sah sie durch, warf sie unwillig auf den Tisch und sagte: „Aber, Kerl, wie kannst du dich unterstehen, eine solche Rechnung zu machen! Es stehen ja über hundert Bouteillen des feinsten Champagners drauf, und noch mehr Rheinwein und andere kostbare Weine. Und welche Menge des delikatesten Essens! Sag, Kerl, wo hast du hingedacht? Mich selbst kostet das prächtigste Souper, das ich dem Erbstatthalter gebe, nicht halb so viel!“ — „Das geht mich nichts an!“ erwiederte Pfund mit der ruhigsten Miene. — „Geht dich nichts an?“ sagte Friedrich. „Kerl, weißt du wohl, daß ich dich fortjagen und die Rechnung von dem Deinigen bezahlen kann?“—Der Ausdruck „wegjagen,“ empörte Pfunds ganzes Ehrgefühl; noch nie hatte der Monarch ihm damit gedrohet.—„Was?“erwiederte er im festesten Tone, „glauben Ew. Majestät vielleicht, daß der

Leibkutscher des Erbstatthalters ein eben so armer Teufel sey, wie ich? Der Kerl säuft Champagner, wie unser einer Fredersdorfer Bier. Sollte der Kerl etwa in Amsterdam sagen, er hätte bei dem Leibkutscher des Königs von Preußen dürsten müssen? Wenn Ew. Majestät den Bettel nicht bezahlen wollen, so kann ichs im Nothfall."

„Ja, wenn das so ist, dann muß ich deine Ehre wohl retten und die Zeche bezahlen! sagte der Monarch, der bei der ganzen Sache nur seinen Scherz mit Pfund hatte.

28.

Am Abend nach der Schlacht bei Lissa hatten einige der auf dem rechten Flügel stehenden Garde du Corps auf dem Schlachtfelde ein kleines Feuer angemacht. Bei dem Anblick des wenigen Holzes sagte ein Lieutenant: „Wer nach dem nahen Dorfe geht und noch etwas Holz bringt, bekommt von mir einen Gulden!" Im Augenblick gingen zwei Reiter fort, und versprachen, Feuerwerk zu schaffen. Gegen sieben Uhr des Abends kam der Konig hier an und stieg vom Pferde. Die um das Feuer herumstehenden Reiter nahmen sogleich die Pfeifen aus dem Munde. Friedrich bemerkte dies. „Kinder," sagte er, „raucht nur zu, und laßt Euch nicht stören!" Nun stellte er sich unter sie und warf seinen Mantel um sich.

Die nach Holz geschickten Reiter kamen mit Vorrath an; sie warfen das Holz dahin, wo der Monarch stand, den sie aber nicht kannten, da er ihnen den Rücken zugekehrt hatte. Einer dieser beiden Reiter sagte zum Könige: „Marsch! fort da! jeder faule Hund stellt sich ans Feuer, und keiner will einen Splitter Holz holen!" — „Du hast Recht, mein Sohn," sagte der Monarch; „komm her, ich will Platz machen."

Erschrocken fuhr der Reiter zurück. — Friedrich rief ihm zu: „Du bleibst hier, mein Sohn, du hast Holz geholt, und hast daher ein Näherrecht. Laß mich nur ein wenig wärmen!"

29.

In seinen ersteren Regierungsjahren machte Friedrich ganz incognito eine Reise nach Amsterdam, wo er sich mehrere Tage aufhielt. Einer der reichsten Banquiers war beauftragt, dem Monarchen eine namhafte Summe Geldes auszuzahlen, und Friedrich mußte ihn in dieser Absicht selbst sprechen.

Bei dem Besuche war der Banquier nicht zu Hause; seine Frau äußerte, ihr Mann werde bald zurückkommen, und er, der Fremde, könne, wenn er sonst wollte, so lange in eins ihrer Zimmer treten, das sie auch zugleich öffnete. Der Monarch, der sich der Frau nicht zu erkennen gab, nahm den Vorschlag an, und wollte eben eintreten, als die Frau ganz unbefangen seine Hand ergriff und ihm ernstlich sagte: „Will der Herr wohl nicht erst die Schuh ausziehen?“ — Der König mochte die Schuhe noch so viel auf der vor der Thüre liegenden Decke reinigen, es half nichts, die Hausfrau bestand auf ihrem Willen, und Friedrich trat auf bloßen Strümpfen in das schöne Gemach, wo ihn die Frau allein ließ.

Nach einiger Zeit kam der Banquier; seine Frau sagte ihm, daß ein Fremder, der oben in einem ihrer Zimmer sey, ihn sprechen wolle. Er erstaunte nicht wenig, da er den König erkannte; aber grenzenlos war sein Schrecken, da er den Monarchen ohne Schuhe erblickte. Er fiel dem Könige zu Füßen und bat für seine Frau um Vergebung. — „Aber,“ setzte er hinzu, „warum gaben sich Ew. Majestät nicht zu erkennen?“ — Lächelnd erwiederte Friedrich: „Ich hätte mich sollen zu erkennen geben? Ich werde mich hüten; denn der König von Preußen würde mich gewiß nicht von der kleinen Ceremonie frei gemacht haben!“ — In der größten Unruhe rief der Banquier seine Frau. Sie erschien. „Was hast du angefangen?“ redete sie der Mann an, indem er auf die Füße des Monarchen zeigte; „dieser Fremde ist der König von Preußen! Wirf dich Seiner Majestät zu Füßen und bitte um Gnade!“ — — „Was? Was sollte ich thun?“ erwiederte die Frau und stemmte beide Arme in die Seite. „Bei meiner Treue ich kann ihm nicht hel-

fen! Ich, als Hausfrau, ziehe die Schuhe aus, wenn ich ins Zimmer trete, und Andere sollten es nicht thun? Mag König oder Königin kommen, die Schuhe bleiben vor der Thür!" — — „Sie haben Recht, Madame!" sagte Friedrich zu ihr, und wandte sich dann an den Banquier. „Sehen Sie wohl, mein Herr, ich wußte recht gut, daß ich nur durch meine Folgsamkeit und durch Beibehaltung des Incognito dem Könige von Preußen eine Beschämung ersparen konnte."

30.

Unter denen, die als Soldaten der Garde ein gewisses Recht zu haben glaubten, den Monarchen mündlich anzugehen und von ihm Geschenke zu fordern, war besonders ein Italiener, Namens Bulion. Bei jeder Gelegenheit verlangte er vom Könige ein Geschenk, und wußte auch immer Gründe anzugeben, die diese Zudringlichkeit entschuldigen sollten. Einst kam er zu dem Monarchen mit der Aeußerung, daß er morgen Gevatter stehen müsse, und daß er auch nicht einen Groschen zu den damit verbundenen Ausgaben habe. Friedrich schlug ihm die Bitte ab und Bulion ging, kam aber nach einigen Tagen mit eben der Bitte unter einem andern Grunde wieder. „Geh!" sagte Friedrich; „ich habe kein Geld!" — „Ich muß aber Geld haben. Ihro Majestät, leihen Sie mir auf meine Kapitulation zwei Dukaten." — „Hast du sie bei dir?" — „Ja. Hier ist sie." — Der König nahm die Kapitulation und der Soldat erhielt die zwei Dukaten.

Nach längerer Zeit, als die Kapitulation der Ausländer verflossen war, und von neuem kapitulirt werden mußten, ließ sich der König die Kapitulationsliste der Ausländer reichen, und fand den Namen Bulion darauf. — „Hat denn der Bulion Kapitulation?" fragte Friedrich den Feldwebel. Dieser bejahete die Frage, die der König immer verneinte, und nun wurde, um hinter die Sache zu kommen, Bulion selbst gerufen. Er kam. In seiner Gegenwart fragte der König den Feldwebel: „Wie lange hat Er gedient?" — „Vier und zwanzig Jahr!" — „Nun, dann weiß Er, was zum

Dienst gehört. Sage Er einmal, was verdient der Soldat, der seine Kapitulation versetzt?" — „Nach den Kriegsartikeln vier und zwanzig Mal Gassen laufen; und die Kapitulation verfällt." — „So?" sagte Bulion, indem er sich an den Feldwebel wandte; „und was verdient der, der auf die Kapitulation Geld verleihet?" — Der Monarch lachte laut auf; gestand aber doch, daß Er auch gefehlt habe.

31.

Einer der Bedienten reizte einst des Monarchen Unwillen so sehr, daß dieser ihm eine Ohrfeige gab. Ganz unbefangen stellte sich der Bediente in des Monarchen Gegenwart vor den Spiegel, und fing an, die durch des Königs Hand in Unordnung gebrachte Frisur wieder herzustellen. — „Schurke, was unterstehst du dich?" fragte Friedrich. — Ganz trocken erwiederte jener: „Ew. Majestät, die draußen im Vorzimmer brauchen gerade nicht zu wissen, was zwischen uns beiden vorgefallen ist." Der Monarch lachte und ging in ein anderes Zimmer.

32.

Ein anderer der Bedienten Friedrichs, der nah um des Monarchen Person war, ließ es sich einst einfallen, in sehr eleganten Kleidern von auffallender Farbe und Schnitt vor dem Könige zu erscheinen. Der König that, als sähe er den Menschen nicht, und dieser merkte bald, daß dem Monarchen der Anzug mißfiele. Er ging fort, sich umzukleiden, und kam bald in der gewöhnlichen einfachen Kleidung wieder. Ganz freundlich fragte ihn Friedrich: „Hast du den Narren nicht bemerkt, der sich seit einigen Tagen in einem rosenfarbenen Rocke hat sehen lassen? Wer war er?"

33.

Ein Graf, dessen Vorfahren und ganze Familie sich durch übertriebenen Aufwand und durch eine kaum zu tilgende Schuldenlast auszeichneten, wurde als Gesandter

des ****schen Hofes nach Berlin geschickt. Friedrich unterhielt sich mit ihm, und fand nur zu bald, daß der Graf zu jenen faden, gehaltlosen Köpfen gehöre, mit denen Er wenig sprechen konnte. — „Haben Sie Nachrichten von Haus? Sind Ihre Verwandten wohl?“ fragte Friedrich. — „Ja. Ich habe gestern Briefe gehabt. Mein Bruder hätte können recht unglücklich werden. Es hatte sich ein Bär losgerissen.“ — „Das ist kein Wunder,“ erwiederte Friedrich ganz ernst; „wo so viel Bären angebunden sind, da reißt sich wohl einmal einer los.

34.

Der Abt Pernetti, königlicher Bibliothekar, wurde seiner runden Perücke, seines auffallenden Gesichts und seiner ganzen Haltung wegen, immer für einen Juden angesehen, und wurde wirklich einst aus einem Hause, wohin er zum Essen eingeladen war, von der Dienerschaft schimpflich abgewiesen. Um dergleichen Beschimpfungen ferner nicht ausgesetzt zu seyn, hielt er bei dem Monarchen um die Erlaubniß an, ein goldenes Kreuz an einem Bande tragen zu dürfen. Friedrich antwortete auf diese Bitte: „Herr Abt, Sie können, wenn es Ihnen Vergnügen macht, das ganze Leiden Christi auf dem Rocke tragen.“

35.

Bei dem Umspannen vor des Königs Wagen drängte sich einst ein auffallend bunt gekleideter Mann mit einem noch auffallendern Gesicht an den Wagen des Monarchen. Selbst diesem fiel der Mann auf, er öffnete das Wagenfenster und fragte ihn, wer er sey. — Der Gefragte antwortete mit tiefer Verbeugung: „Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster Knecht, der Amtsaktuarius Haase!“ „Ja, das sehe ich!“ erwiederte Friedrich, und ließ das Wagenfenster herab.

36.

Friedrich konnte in seinem höhern Alter mehrere in Berlin aufkommende neue Moden nicht leiden, die unter den Mannspersonen gewöhnlich geworden waren.

Dahin gehörten die großen Schuhschnallen, die kleinen runden Hüte, die weißen Mäntel und besonders die großen weißen Muffen, welche besonders unter der französischen Kolonie viel getragen wurden. Einst, da er mit einem vertrauten General am Fenster stand, und einen braun gekleideten Franzosen mit einem außerordentlich großen weißen Muff über die lange Brücke gehen sah, sagte er: „Sehe Er einmal den Narren, der trägt einen ganzen Hammel!“

37.

„Er scheint noch etwas auf dem Herzen zu haben,“ sagte Friedrich zu einem seiner Kammerherren, mit dem er gesprochen hatte. — „Ja, Ew. Majestät. Es ist die für mich sehr wichtige Frage, welchen Rang ich als Kammerherr in Ansehung des Militärs habe. Es kommen der Fälle zu viele vor, die es nöthig machen, hierüber etwas Bestimmtes zu haben.“ — Der Monarch, dem nichts so zuwider war, als Rangstreitigkeiten, sagte ganz ernsthaft, indem der Kammerherr in gespanntester Erwartung da stand: „Ist Er einen Tag länger im Dienst, als der Freikorporal, so hat Er den Vorrang; ist aber der Freikorporal einen Tag länger im Dienst, so ist er natürlich mehr, als ein Kammerherr.“

38.

In den ersten Regierungsjahren Friedrichs wohnte in Potsdam eine fast wahnsinnige alte Frau, die täglich um Mittagszeit sich vor dem Schlosse einfand. Oft sprach Friedrich mit ihr. Jetzt ging der zweite schlesische Krieg an; der Monarch verließ Potsdam, und blieb ein Jahr bis zum Frieden aus. Jene Wahnsinnige kam täglich; von dem Kriege war sie nicht im Mindesten unterrichtet. Sie erblickte kaum den König, als sie ihn fragte, wo er so lange gewesen sey? Sie habe ihn so lange nicht gesehen. — „Es ist Krieg gewesen,“ sagte Friedrich, „und da habe ich auch mit gemußt.“ — „So? Also Krieg ist gewesen? Na, Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!“ gab sie zur Antwort. — „Wahrhaftig, die Alte hat nicht Unrecht!“ sagte Friedrich zu seinen Begleitern, die, wie Er, die derbe Aeußerung herzlich belachten.

39.

Friedrich durchritt vor der Schlacht von Liegnitz jeden Abend das Lager, um seine Truppen aufzuheitern und muthig zu machen, wenn der sie einschließende Feind sich zu furchtbar zeigte. Bei einer solchen Gelegenheit erblickte er einen Unteroffizier von der Garde du Corps, der neben einem Feuer saß, auf welchem in dem gewöhnlichen Feldkessel der in Stücke geschlagene Zwieback in rothem Weine kochte. — „Ei, mein Freund, das scheint ja eine kostbare rothe Suppe zu seyn,“ sagte der Monarch freundlich. — „Ja; sie kostet aber auch sieben Thaler.“ — „Ho ho! Was ist denn darin?“ — „Pontak und Zwieback. Ich weiß nicht, wie lange man es noch macht; ich wollte mich gern noch einmal stärken, und da hat der letzte Dukaten daran gemußt.“ (Der holländische Dukaten galt damals sieben Thaler.) — „Laß Er mich doch einmal kosten; ich möchte wohl wissen, wie Seine Siebenthalersuppe schmeckt.“ — „Sehr gern, Ihro Majestät; aber ich habe nur einen blechernen Löffel.“ — „Das macht nichts!“ — „Der König nahm wirklich einige Löffel, und sagte: „Die Suppe schmeckt in der That gut; aber ich finde sie etwas theuer. Nun, ich bedanke mich fürs Erste; Er soll mal wieder mit mir essen.“ — Der Monarch befahl, daß dieser Unteroffizier nach dem Hauptquartier kommen mußte; hier erhielt er von des Königs Tafel von dem, das der König selbst speisete, und überdies noch ein Geschenk an Gelde.

40.

In dem baierschen Erbfolgekriege 1778 rückte Friedrich aus Schlesien durch die Grafschaft Glaz in Böhmen ein. Er nahm sein Hauptquartier in Nachod, einem der Familie des Fürsten Piccolomini gehörigen Städtchen, und zwar in dem Hause eines Schusters, das eine schöne Aussicht gewährte.

Die Unruhe, die dieser hohe Gast seinem Wirthe machte, die vielen Meldungen, Patrouillen und Ordonnanzen, die alle Augenblicke kamen und gingen, waren besonders der Frau des Schusters sehr unangenehm. Sie war zu wenig Herr über sich selbst, als daß sie ihren

Verdruß hätte verbergen können. Einst, als sie gerade im ärgsten Toben war, und ihrem Manne die härtesten Vorwürfe machte, daß er nicht mit dem Könige von Preußen spräche und diesen zu bestimmen suchte, eine andere Wohnung zu nehmen, begegnete ihr Friedrich. — „Was gibts denn, gute Frau? Sie tobt ja wie eine Besessene!" fragte er. — „Ja, frage noch!" fiel ihm das Weib in die Rede. „Das Haus ist mein, und ich habe jetzt nicht so viel Platz darin, wie in einer Laterne! Es giebt hier größere Häuser, dahin kann der Herr mit Seinen Leuten ziehen!" — Diese Antwort gab die Frau im Vorbeigehen, ohne sich weiter zu erklären.

Dem Monarchen war die Sache lächerlich. Kaum merkte er, daß sich der Sturm gelegt habe, als er die Frau in seine Stube kommen ließ. — „Liebe Frau," sagte er, „ich mache Ihr viel Unruhe, aber ich kann nicht anders. Ich will Ihr einen Vorschlag thun. Verkaufe Sie mir das Hans. Ich gebe Ihr, was Sie fordert." — „Da muß ich erst meinen Mann fragen." — Bei diesen Worten entfernte sie sich, kam aber bald mit ihrem Manne wieder. — „Nun? Wie ists? fragte Friedrich. — Die Frau nahm das Wort: „Wir verkaufen das Haus; denn die Wirthschaft ist nicht mehr auszuhalten." — „Gut! Wie viel fordert Sie?" — „Unter zwei hundert Thalern wird das Haus nicht weggegeben." — Der König holte aus der Chatoulle Geld, der Schuster mußte sich an den Tisch setzen, den Kauf durch Unterschrift bekräftigen und den Empfang des Kaufgeldes bescheinigen. Jetzt mußte der Mann die Schlüssel bringen, und Friedrich schenkte ihm noch zwei hundert Thaler Schlüsselgeld. — Der Monarch scherzte in der Folge oft über die Ansprüche, die der Besitz dieses Hauses ihm auf Böhmen gewähre.

41.

An keinem Hofe wußte man so wenig von den Kabalen der Gesandten fremder Mächte, als an Friedrichs Hofe. Der Monarch selbst gab nie eine Blöße, die diese Gesandten zu irgend einer Absicht hätten benutzen können. Er verstand die große Kunst, die unbeschei-

dene Neugier fremder Gesandten in gehörigen Schranken zu halten. Alle ihre Kunstgriffe scheiterten an der Menschenkenntniß des Einzigen, der immer da schon gewesen war, wohin sie erst wollten. Bemerkte Friedrich, daß ein Gesandter sich viel Mühe gab, irgend ein Geheimniß zu erforschen, sah er vollends, daß ein solcher sich niederer Wege, z. B. Bestechung der Bedienten oder dergleichen, erlaubte, dann wußte er ihn gewiß auf eine Art in Verlegenheit zu setzen, die ihm die Lust zu ähnlichen Versuchen benahm.

Kurz vor dem Ausbruche eines Krieges genoß der Monarch einer Gesundheit, wie er dieser lange nicht genossen hatte. Jetzt, bei seinen vielen Geschäften, mußte er mehr auf seinem Zimmer bleiben, als gewöhnlich; und nun befahl er seinen Bedienten, auf jede Frage nach seinem Befinden mit einem bloßen Achselzucken und mit einem traurigen Gesicht zu antworten. Der auffallende Befehl wurde mit größter Genauigkeit befolgt.

Der Erste, dem das Zuhausebleiben des Monarchen auffiel, war der ****sche Gesandte. Er erkundigte sich nach der Ursache; die Antwort war jenes vorgeschriebene Achselzucken, und der Befragte wußte seine Rolle so meisterhaft zu spielen, daß der Gesandte sogleich an seinen Monarchen schrieb: „Aus dem ganzen Kriege wird nichts! Der König von Preußen ist so krank und elend, daß die Nachricht von seinem Tode vielleicht gar mit dieser Depesche schon eintrifft.“

Diese Nachricht verbreitete an dem ****schen Hofe die größte Freude; man fürchtete dort den Monarchen mehr, als ein ganzes Heer. Die Freude theilte sich bald der ganzen Hauptstadt und dem Lande mit. Jener Gesandte erhielt Befehl, den Tod des Königs sogleich zu melden. Um nichts zu versäumen, schrieb er die Depesche im voraus, ließ bloß die Stelle für den Tag und die Stunde des nahen Todes offen, und zwei Kourierpferde standen gesattelt da.

Mit einem Male ritt Friedrich nach Berlin, zeigte sich in seiner ganzen Kraft öffentlich, ließ in seiner Gegenwart ganze Stunden exerciren, und that so jugendlich und war so heiter in den Gesellschaften, daß der

arme getäuschte Gesandte ganz versteinert wurde. Die Folge war, daß man seine Untauglichkeit zu dem Posten einsah und ihn von Berlin abrief.

42.

Auf einer Revüe in Schlesien fragte der König einen Husarenoffizier nach seinem Namen. Der Gefragte nannte ihn. — „Wie ist mir denn? — Ist Er nicht ein Bürgerlicher?" fuhr Friedrich fort. — „Was? Ich bürgerlich?" sagte der Offizier in Zorn. „Wissen Ew. Majestät wohl, daß schon Kaiser Rudolph der Zweite eine Strafe von zehn Mark löthigen Goldes darauf gesetzt hat, wenn einer an meinem alten Adel zweifelte?"

„Ei, gehorsamer Diener!" sagte Friedrich. „Ich habe kein Geld!" und ritt weiter.

43.

Der General Forçade äußerte einst über Tafel, daß er einen Stabskapitän in seinem Regimente habe, der durchaus nicht in Verlegenheit zu bringen sey, und der nie, selbst nicht auf die verfänglichste Frage, eine treffende Antwort schuldig bleibe. — „Das wäre doch viel!" sagte Friedrich, und ließ sich den Namen des Hauptmanns nennen. Mehrere Tage vergingen. — Friedrich schien dies vergessen zu haben — als das Regiment exercirte. Während des Parademarsches ritt der König an den gedachten Kapitän.

„Wie viel Katholiken hat Er bei Seiner Kompagnie?" fragte Friedrich. — „Sechzehn!" — „Wie viel Lutheraner?" — „Ein und siebzig!" — „Wie viel Reformirte?" — „Zwölf!" — „Das sind ja noch nicht alle! Was sind denn die übrigen?" — „Die wissen selbst nicht, was sie sind!" —

Friedrich lächelte über die prompten Antworten, von denen man leicht voraussetzen kann, daß keine gegründet war.

44.

In jenem festen Lager bei Bunzelwitz, in welchem Friedrich gegen die vereinigte russische und österreichische

Armee ganz sicher stand, theilte er alle Mühseligkeiten mit dem gemeinen Soldaten. Manche Nacht schlief er in einer der Batterien auf einem Bund Stroh mitten unter den Soldaten. Einst an einem späten Abend ging er gedankenvoll mit Ziethen zwischen den Wachtfeuern spazieren. Ein Reiter war beschäftigt, einen Kuchen von Mehl und Speck zu backen. Der Geruch fiel dem Könige auf; freundlich sagte er zu dem mit seinem Backwerk beschäftigten Reiter: „Der Kuchen riecht ja herrlich!" — „Das glaub' ich," gab der Reiter, der sich nicht umsah, zur Antwort; „aber Euch soll er nicht in den Zähnen stecken bleiben!" — Jetzt riefen einige andere Reiter ihrem Kameraden zu: „Ins Teufels Namen! Was machst du? Es ist ja der König!" — Ganz unbefangen antwortete der Reiter, ohne von seiner Arbeit aufzusehen: „Nun, und wenn's auch der König ist!" — „Hier werden wir schwerlich zu Tische gebeten!" sagte der Monarch zu Ziethen, indem beide weiter gingen.

45.

Besonders nahmen sich die Soldaten der Leibgarde viele Freiheiten gegen den König heraus, und selbst in den ernstesten Lagen konnten sie ihre muthwilligen Aeußerungen nicht unterdrücken. Am Tage der Schlacht bei Lissa ritt der Monarch neben dem ersten Bataillon Garde einher, begleitet von den Generalen Ziethen und Wedel, mit denen er die Anstalten zur Schlacht überlegte. Ein gewisser feierlicher Ernst, eine des großen Vorhabens würdige Stille herrschte überall.

Da rief ein Gardist aus dem letzten Zuge seinem in einem der erstern Züge marschirenden Bruder zu. — „Was ist los?" fragte der letztere. — „Sammle doch eine Kollekte in deiner Kompagnie!" — „Für wen denn?" — „Frag noch! Sieh nur Fritzen sein Rockfutter an, es muß geflickt werden!" — Alles sah lachend nach dem dicht am Zuge reitenden Monarchen, und jeder äußerte laut, was er an des Königs Kleidung der Reparatur nöthig hielt. — „Wenn unser einer einmal so auf die

Parade käme, der Alte würde uns auslachen!" fing ein anderer an. Und so gings den ganzen Marsch; da sprengte Friedrich nach dem linken Flügel, und das ernste Wort: „Gewehr an! Rechts schwenkt Euch!" stellte mit einem Male die feierliche Ordnung wieder her.

Peter der Große.

1.

Peter der Große ließ im Jahr 1697, eine Gesandschaft von vierhundert Personen nach Königsberg abgehen, und im Gefolge derselben befand er sich selbst unter dem Titel eines Großkommandeurs, worunter er sich eine Würde auf seiner Flotte dachte. Friedrich damals noch Churfürst, war schon früher in Königsberg angelangt, und hatte mit gewohnter Prachtliebe alles aufgeboten, um sich der Gesandschaft in höchstem Glanze zu zeigen, und ihr jeden möglichen Beweis seiner Achtung zu geben. Er empfing sie, auf dem Throne sitzend, in einem Kleide von rothem Sammt mit goldenen Knöpfen, die so reichlich mit Diamanten besetzt waren, daß jeder dieser Knöpfe auf dreitausend Thaler geschätzt wurde, und auch der Hut, den er blos dann abnahm, wenn er seinen und Peters Namen hörte, war reichlich mit Diamanten geschmückt. Die russische Gesandschaft gab ihm den Titel Majestät und fügte sich ganz in das Ceremoniel, das nach dem Muster desjenigen, welches damals am Hofe Ludwigs XIV. herrschte, durch den brandenburgischen Ceremonienmeister von Beßer angeordnet war.

Die ganze russische Gesandschaft gab einen sehr malerischen Anblick. Es waren im Gefolge derselben vier Zwerge mit großen Perücken, Tataren in ihrer eigenthüm-

lichen Nationaltracht mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und russische von Petern gebildete Soldaten von schönem Körperbau und ansehnlicher Größe, die in völliger Uniform, den Hut unter dem linken Arm die Geschenke für den Churfürsten auf das Schloß trugen. Die Gesandten selbst hatten lange Unterröcke von Goldstoff, Oberröcke mit kostbarem Pelzwerke gefüttert, lange Bärte, beschorne Köpfe, und Pelzmützen mit Federbüschen geschmückt.

2.

Am meisten zog indessen der Czaar selbst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er war als Seemann größtentheils in den Unterkleidern eines Matrosen, und trug an einem vierfachen ledernen Gehänge, das ihm über die Schulter hing, einen mit Eisen beschlagenen Säbel. Er wohnte in einem Gartenhause am Pregel auf dem er sich häufig mit Spazierengehen belustigte, und an seinen Händen waren, weil er schon an dem Boote, auf dem er spazieren fuhr, manches nach seinem Sinn selbst einrichtete, oft die Ueberreste von Pech kenntlich. Die Heftigkeit, womit er jeden ihm neuen oder ihn interessirenden Gegenstand in die Hände nahm, charakterisirte den rohen, die Schnelligkeit, womit er sich jeden Begriff eigen machte, den großen Mann: und kleine Gefälligkeiten wurden von ihm oft durch große Geschenke belohnt.

Der Ceremonienmeister von Beßer war zuerst vom Churfürsten abgesandt worden, um den Czaar zu bewillkommnen. Man trug damals am Brandenburgischen Hofe Allonge-Perücken von seltener Größe, die aus Paris kamen und bis dreihundert Thaler kosteten. Mit Befremden sah Peter den Hauptschmuck des ihn bekomplimendirenden Ceremonienmeisters, nahm ihm schnell die Perücke vom Kopf, setzte sie sich auf, trat vor den Spiegel, machte ein Gesicht voll Unwillen und Spott, warf die Perücke schnell in den Winkel, die Beßer hervorholte, aufsetzte, und damit die Begrüßung beendigte.

3.

Oft ganz allein, und nur vom Dollmetscher begleitet, gieng Peter durch die Straßen von Königsberg, und sah es ungern, wenn ihn die Leute kannten. Emaillirte Uhren waren damals gerade erst bei den Damen Mode geworden. Er begegnete einst einer Dame mit einer solchen Uhr, die seine Aufmerksamkeit reizte. „Stehe still!“ rief er ihr zu. Die Dame blieb erschrocken stehen; er nahm ihr die Uhr von der Seite, öffnete, besah sie, und gab sie ihr mit einer Verbeugung wieder zurück.

4.

Der Churfürst selbst und dessen, durch Vorzüge des Geistes und Körpers ausgezeichnete Gemahlin, Sophie Charlotte, wurden von dem Czaar mit Freundschaft und Achtung behandelt. Oft speißten die drei fürstlichen Personen allein mit einander, und der Dollmetscher stand alsdann hinter Peters Stuhle. Einer der churfürstlichen Domestiken ließ einst während einer Mahlzeit einen Porzellainteller auf die Steinfließen am Kamin fallen. Peter hielt dies, wie er nachher gestand, für ein Signal, welches Verschwornen gegeben wurde, sprang auf, zog den Säbel, und konnte nur mit Mühe gehindert werden, den Bedienten niederzuhauen. Er forderte, daß dieser Mensch, weil er ihn erschreckt habe, gepeischt werden sollte; und um ihn zu besänftigen, wurde ein Verbrecher von dem man ihm sagte, daß er dieser Bediente sey, gestäubt.

5.

Auf seinen Reisen verabsäumte Peter nichts, um sich eine Sammlung von Seltenheiten aus allen drei Reichen der Natur zu verschaffen. Als er das Naturalien-Kabinet in Kopenhagen besuchte, bemerkte er unter andern Seltenheiten eine Mumie von besonderer Größe. Nachdem er sie genau besehen hatte, verlangte er sie von dem Inspektor, der ihm aber antwortete, daß er nur Aufseher wäre, und ohne Genehmigung des Königs, dem er den Wunsch des Kaisers kund machen würde, auch nicht die

geringste Kleinigkeit veräußern dürfe. Der König, welcher den Werth der Mumie kannte, und wußte, daß in ganz Deutschland nicht eine einzige von dieser Größe existirte, trug seinem Intendanten auf, sie dem Czaar so höflich als möglich, und mit aller Schonung, die er dem Range desselben schuldig wäre, abzuschlagen.

Der Czaar kam wieder zu dem Aufseher, und als er erfuhr, daß der König nicht geneigt wäre, ihm zu willfahren, so entfernte er sich plötzlich, aber sehr aufgebracht, und entschlossen sich zu rächen. Einige Tage vor seiner Abreise aus Kopenhagen ging er auf den Thurm in dessen Nachbarschaft das Naturalien-Kabinet war, ließ den Aufseher kommen und sagte ihm, daß noch einige Seltenheiten übrig wären, die er zu sehen wünschte. Er that auch wirklich, als wenn er einige Merkwürdigkeiten des Kabinets aufmerksam betrachtete; als er aber zu der Mumie kam, so sagte er: „Also kann ich sie nicht bekommen?“ Der Aufseher entschuldigte sich von neuem, und bezeigte ihm sein Bedauern, daß er ihm zu willfahren außer Stande wäre. Darauf ergrief der Czaar wüthend die Mumie, rieß ihr die Nase ab, verunstaltete und verstümmelte sie, und ging weg mit den Worten: „Nun könnt ihr sie ohne Nase behalten; ich finde sie nicht mehr so kostbar.“

6.

Als Peter bei seiner Zurückkunft nach St. Petersburg erfuhr, daß ein russischer von Adel seine Schuldigkeit nicht gethan hatte, wurde er entsetzlich aufgebracht, ließ ihn sogleich forden, vermuthlich um ihm nach gewöhnlicher Weise aufzuwarten — mit einer Tracht Stockprügel. Unterwegs dachte dieser auf Mittel, das Ungewitter abzuleiten. Er trat in das kaiserliche Zimmer, ohne furchtsam zu scheinen, und hielt blos ein Tuch an der Backe. Als ihn der Kaiser gewahr ward, lief er mit aufgehobenem Stocke auf ihn zu; wie er aber das Tuch sah, fragte: „was fehlt Dir?“ Ew. Majestät, antwortete der Edelmann, seit gestern hab' ich so heftige Zahnschmerzen, daß ich fast von Besinnung komme.“ Bei dem Worte Zahnschmerzen senkte sich der Arm und der Stock des Kaisers

allmählich nieder; in weniger als einer Minute waren seine Augen weniger fürchterlich: er fragte ob der Zahn hohl wäre? „Nicht ganz, antwortete der Edelmann, aber er ist sehr schadhaft, und verursacht mir öfter die heftigsten Schmerzen.“ Man bringe mir meine Instrumente, versetzte der Czaar; setze Dich, ich will Dich von dem Uebel und von dem Zahn befreien. Er zog ihm denselben, etwas hart freilich, doch glücklich heraus. Der Edelmann dankte ihm ganz ergebenst für die Gnade, und nun erst warf ihm Peter sein Vergehen vor. Der Schuldige hielt es nicht für klug, sich zu rechtfertigen, sondern fiel seinem Herrn zu Füßen, und bat um Vergebung. Dieser ließ es bei einem derben Verweiße bewenden, und schickte ihn ohne weitere Strafe fort.

7.

So glücklich wie dieser Edelmann, war ein Offizier, Namens Matwei Alsusieff nicht. Er wurde bei Petern als Uebertreter einer Ordre angeklagt. Dieser ließ ihn nach seinem Palaste fordern, aber er entschuldigte sich mit wirklichen Zahnschmerzen, welche ihn nöthigten, zu Hause zu bleiben. Der Kaiser ließ ihm zum zweitenmale sagen, daß er ungesäumt kommen sollte; er wolle ihn heilen. Der Schuldige erschien. Peter befahl ihm, sich auf den Fußboden niederzusetzen, und ihm den hohlen Zahn zu zeigen; statt dessen aber faßte er einen gesunden, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß er den armen Alsusieff von der Erde dreimal aufhob. Endlich brach er den Zahn ab, schickte den Patienten nach Haus, und sagte: „Nun bist du genug bestraft.“

8.

Peters Gedanken über den Punkt, daß ein Regent sparen müsse, äußerte sich einst, bei einem Gespräche über die Sparsamkeit, wo er seine geflickten wollenen Strümpfe zeigte, deren noch ein paar in der akademischen Kunstkammer in Petersburg aufbewahrt werden. Einer von der Gesellschaft meinte nehmlich, der Czaar könne auch wohl ungeflickte Strümpfe tragen. „Warum, fiel ihm Peter in die Rede, sollt' ich Strümpfe wegwerfen, die ich wohl noch ein Jahr tragen kann, wenn sie geflickt sind?“

9.

Als Peter auf seiner Reise nach Holland einige Tage den Pyrmonter-Brunnen trank, bat ihn der damalige Graf von Waldeck zu einer Mittagsmahlzeit auf sein neuerbautes Schloß Arolsen. Der Graf beeiferte sich durch eine überaus prachtvolle und kostbare Tafel seinem hohen Gaste von dem Geschmacke eines regierenden Reichsgrafen eine hohe Idee beizubringen, und führte alsdann den Czaar im Schlosse herum, um ihm auch seinen Geschmack im Bauen zu zeigen. Er fragte darauf den Monarchen, wie ihm das Schloß gefiele? — „Die Lage antwortete Peter, ist sehr angenehm, der Bau groß und trefflich, aber bei allem dem bemerke ich einen großen Fehler." Der Graf bat ihn, denselben anzugeben, und erhielt von seinem Gaste, der die Besitzungen eines Grafen von Waldeck wohl kannte, die Antwort: „Die Küche ist zu groß."

Charakterzüge
aus dem Leben des
Fürsten Italinsky
Grafen Suworoff Rymnikßky.
Russisch kaiserl. Feldmarschalls.

Aus dem Russischen des Etatsrath von Fuchs, Direktor der Suworoffischen Feldkanzlei, im Feldzuge in Italien und der Schweiz.

1.

Einst war unter Katharina's Regierung, aus Ursachen, die nicht bekannt sind, Suworoff's Name nicht in die Liste der aktiven Generale eingerückt. Dieses betrübte ihn sehr. Er reiste nach Petersburg, meldete sich dort bei der Kaiserin, warf sich zu ihren Füßen, und blieb so unbeweglich liegen. Die Kaiserin reichte ihm die Hand, um ihn aufzuheben. Da sprang er gleich in die Höhe, küßte die ihm dargebotene Rechte und rief aus: „Wer ist nun gegen mich! die Monarchin selbst hat mich wieder erhoben!" — An demselben Tage war eine Lustfahrt in kleinen Böten auf dem Teiche zu Zarskoje-Selo veranstaltet. Suworoff hatte das Glück, das Boot Katharinens zu führen. Als sie sich dem Ufer näherten, machte er aus dem Boote einen so gewagten Sprung, daß die Kaiserin erschrak. Er entschuldigte sich bei ihr, daß er, der doch zu den Invaliden gerechnet würde, Ihre Majestät so schlecht gerudert hätte. „Nein," antwortete sie, „wer solche Salto mortales macht, ist kein Invalide" — und an dem nämlichen Tage wurde er in die Liste der Generale eingetragen und erhielt ein Commando.

2.

Die Worte: ich weiß nicht, ich weiß es nicht zu sagen, ich glaube, es kann seyn, es scheint mir, ich denke und alle ähnlichen unbestimmten Redensarten, konnten ihn aufs Aeusserste bringen. Ein zum diplomatischen Corps gehöriger Beamter hatte das Unglück, sich dieser Worte oft zu bedienen, und konnte es sich durchaus nicht abgewöhnen. Einst trieb er es damit so weit, daß der Fürst Thüren und Fenster öffnen und Weihrauch bringen ließ, um das Zimmer auszuräuchern und die Luft von der ansteckenden Ichweißnichterei *) zu reinigen. Er schrie in einem Athem eine Menge seiner, nur ihm eigenen Lieblingswörter her, mit denen er diese unbestimmten Antworten zu bezeichnen pflegte. — — „Man schämt sich, es zu sagen," fuhr er dann fort, „aber es ist wahr, daß aus dem „„ich kanns nicht wissen"" viel, sehr viel Unglück entsteht." Einen ähnlichen Auftritt hatte er in der Moldau mit dem General Devolant, welcher durchaus nicht „ich weiß es" sagen wollte von solchen Dingen, die ihm nicht bekannt waren. Sein Streit darüber mit Suworoff ging einst so weit, daß er die Mittagstafel verließ, aus dem Fenster hinaussprang und in seine Wohnung flüchtete. Der Fürst lief ihm nach, holte ihn ein, versöhnte sich mit ihm, und wurde von nun an sein Freund. Devolant war ein Holländer. Suworoff sagte später einmal: „Jetzt sehe ich die Ursache ein, warum des spanischen Philipp's sogenannte unüberwindliche Flotte einer so hartnäckigen und derben Nation, wie die holländische, nicht widerstehen konnte. Auch Peter der Große hat dieses empfunden."

*) Nemogusnaistwo.

3.

Es wurde bei Suworoff über das Alter zweier Generale gestritten. Der eine von ihnen war fünfzig, der andere vierzig Jahre alt. Suworoff behauptete aber, daß der vierzigjährige älter als der fünfzigjährige sey. „Der letztere," sagte er, „hat den größten Theil seines Lebens verschlafen; jener aber hat Tag und Nacht im Dienste gearbeitet. Nach genauer Berechnung ergibt es sich, daß der Vierzigjährige vielleicht noch einmal so alt ist, als

der Fünfziger.“ — „Nach dieser Art zu rechnen“ sagte der Marquis Chasteler, „würden Sie, mein Fürst, weit über hundert Jahre alt seyn.“ — „Ach nein!“ etwiederte Suworoff, „öffnen Sie das Buch der Geschichte, und Sie werden dort sehen, daß ich ein unnützer Bursche bin.“ — „Die wahrhaft großen Männer wollen immer klein erscheinen; doch die lauttönende Posaune der Fama überwiegt ihre Bescheidenheit;“ erwiederte Chasteler. — Suworoff lief mit zugedrückten Augen und indem er sich die Ohren festhielt, davon.

4

Es ist unbegreiflich, wie ein Mann, der gewohnt war, an jedem Morgen sich mit kaltem Wasser zu begießen; wenn er in der Badstube geschwitzt hatte, sich in einen Fluß oder in den Schnee zu werfen; der niemals einen Pelz, sondern nichts weiter als eine Uniform, eine Jacke und einen alten zerlumpten, von seinem Vater geerbten Mantel trug, in seinem Zimmer eine ungeheuere Hitze ertragen konnte. Darin glich Suworoff unsern Bauern in ihren Hütten. Wie diese, liebte er dann auch im tiefsten Negligee zu seyn. Ich und viele Andere litten sehr in seinem Treibhause. Oft rann mir der Schweiß vom Gesichte und fiel auf die Papiere, die ich ihm vorzulegen hatte. Einst traf dieß Schicksal einen Rapport, dessen Inhalt ihm auch gerade nicht angenehm war. — „Ich bin nicht Schuld daran, mein Fürst; es ist Ihr Aetna,“ sagte ich zu ihm, indem ich auf den Ofen wies. — „Das thut gar nichts,“ erwiederte er, „in Petersburg wird man sagen, entweder daß du im Schweiße deines Angesichts arbeitest, oder daß ich eine Thräne auf dieses Papier vergossen habe. Du bist zum Schwitzen, ich zum Weinen geneigt.“ — So wurde es auch dem österreichischen General-Quartiermeister Zach einst so warm, daß er, da er in Suworoffs Cabinete arbeitete, Halstuch und Uniform ablegte. Der Feldmarschall umarmte und küßte ihn mit den Worten: „Ich sehe es gern, wenn man keine Umstände mit mir macht.“ „Erbarmen Sie sich,“ rief dieser aus, „hier kann man ja verbrennen.“ — „Unser Handwerk ist von der Art, daß wir immer dem Feuer nahe seyn müssen, und deswegen will ich es mir auch hier nicht abgewöhnen.“

5.

In Warschau versammelte sich eines Morgens bei dem Sieger eine zahlreiche Gesellschaft. Eine vornehme ausgezeichnet schöne und sehr geachtete Polin befand sich auch mitten im Haufen. Er sprang sogleich auf sie zu und rief aus: „Was sehe ich?“ O Wunder aller Wunder! am schönsten Himmel zwei Sonnen!“ Bei diesen Worten wies er mit zwei Fingern auf ihre Augen und bedeckte sie mit Küssen. — Von nun an erschien diese Dame überall auf Paraden und Bällen, und sang überall sein Lob. Suworoff hat hierdurch bewiesen, daß er das weibliche Herz kannte, und daß er wohl wußte, wie er einen Jeden zu behandeln hätte.

6.

Der Herzog von Polignac tritt einst in Warschau zu Suworoff herein und läßt sich augenblicklich anmelden. Ueberhäuft mit Geschäften, wollte ihm der Feldmarschall seine Ungeduld fühlen lassen und blieb über eine Stunde in seinem Cabinete. Endlich kömmt er gebückt und seinen Leib haltend herausgelaufen. „O die verwünschte Kolik,“ rief er aus, „über eine Stunde hat sie Sie warten lassen. Wie mir das Leid thut.“ — Dann fing er an, sich mit ihm in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung zu unterhalten. Während des Gesprächs spie Polignac in sein Schnupftuch. Suworoff sprang auf die Seite und fing an zu schreien, sich laut zu räuspern und auf die Diele zu spucken. Proschka brachte dem Herzog sogleich ein reines Tuch und nahm das bespieene in die Wäsche. Suworoff ließ sich von allen Seiten mit Weihrauch beräuchern. Polignac stand während dieser Ceremonie gelassen und unbeweglich da und gefiel dadurch dem Grafen so sehr, daß sie sich von nun an sehr viel näher kamen.

7.

Suworoff konnte keinen Kranken oder Armen sehen, ohne ihm ein Almosen zu reichen. Da er aber niemals Geld bei sich trug, und in seinem ganzen Leben keine Rechnungen über seine Einnahme und Ausgabe führte,

so mußte er oft bei jemandem von seiner Umgebung borgen. Eines Tages trat, während wir bei Tische saßen, zufällig ein neunzigjähriger Greis in das Zimmer, welcher täglich zur Wirthin des Hauses zu kommen pflegte um ein Almosen abzuholen. Da er die zahlreiche Versammlung erblickte, erschrak er und wollte sich entfernen. Der Fürst sprang aber auf, setzte ihn an den Tisch und nöthigte ihn zum Essen. Er borgte sogleich einige Dukaten und veranstaltete eine Collekte. Der Russe ist freigebig: — mit Thränen des Danks entfernte sich der Greis. Hier sagte Suworoff mit sichtbarer Rührung: „Meine guten Freunde! wer ist jetzt wohl glücklicher — dieser von uns beschenkte Greis, oder wir, die wir sein schwaches Alter unterstützt haben? Nur dann, wenn der Mensch seinem Nächsten die hülfreiche Hand bietet, wird er seinem Schöpfer ähnlich. Ich wundere mich," fuhr er fort, „daß man überall so viele wohlthätige Anstalten sieht und die Armuth doch nicht geringer wird." — Als ihn aber ein andersmal ein völlig gesunder Mensch um ein Almosen ansprach, ließ er ihm ein Beil kaufen und sagte zu ihm: „Haue Holz: und du wirst nicht vor Hunger sterben."

8.

Man erzählte dem Grafen in Italien einst von einem sehr achtungswerthen Offizier, der den Verstand verloren hatte. Er wollte es nicht glauben, und fing an es zu bestreiten. Als es sich später ergab, daß er einen ganz andern gemeint hatte, sagte er: „Nun, jetzt sehe ich wohl, „daß ich mich geirrt habe; ich hätte bis morgen gestritten, — und zwar aus dem Grunde, weil der Offizier welchen ich meinte, dasjenige gar nicht besitzt, was jener verloren hat. — Es ist Schade! — ist es aber auch jetzt die rechte Zeit den Verstand zu verlieren, jetzt wo der ganze Krieg ein Chaos ist?"

9.

Wenn man die sonderbaren Gewohnheiten beobachtet, welche sich Suworoff von dem gemeinen Mann aneignete, so kann man kaum daran zweifeln, daß er, in-

dem er sich den Soldaten gleich stellte, sich ihre Liebe dadurch erwerben wollte; welches ihm auch vollkommen gelang. Wie wäre es anders möglich zu glauben, daß ein Mensch mit seiner Aufklärung, seiner Bildung, seiner Belesenheit, mit dem ungewöhnlichen Verstande, den er besaß, in der That solche Sonderbarkeiten fordern könnte, wie zum Beispiel: daß niemand bei Tische Salz mit dem Messer nehmen sollte; und, gnade ihm Gott, wenn er gar das Salzfaß zu seinem Nachbar schob oder es ihm reichte; ein jeder mußte sich so viel Salz auf das Tischtuch schütten, als er brauchte, — so wie so viele andere Sonderbarkeiten dieser Art. Dieses Räthsel hat er, meiner Meinung nach, selbst in einem seiner Gespräche gelöst; „Alexander von Macedonien," sagte er, „hat Athen nicht deswegen verbrannt, damit man in den dortigen Wirthshäusern von seinen Harlekinaden reden sollte; doch möge man über meine Soldatenstreiche, selbst in den Soldaten-Artels, lachen." — Und wahrlich, welche unglaubliche Dinge werden dort von ihm erzählt! —

10.

In Piacenza war der Wirth des Hauses, in welchem Suworoff wohnte, ein Marquis, der ein vollendeter Sonderling war. Angethan mit einem gestickten rosenfarbenen Rocke sprach, oder vielmehr schrie er, unter immerwährendem Lachen von dem Wetter, wobei er sich beständig umkehrte, damit man seinen Kammerherrnschlüßel sehen möchte. Der Graf, um ihn los zu werden, fing vor dem Essen an, das Vater-Unser herzusagen. Jener, der nichts davon verstand, klatschte ihm Beifall zu, und rief: „Bravo, bravo!" Suworoff hielt inne, wandte sich zu ihm, und sagte: „Stille, ich bete." — Endlich gelang es uns, ihn zu entfernen. Während des Essens äußerte der Feldmarschall über ihn: „Um Gottes Willen, rettet mich von diesem Gaste, der schlechter als ein Barbar ist. — Er hat mich mit seinen meteorologischen Gesprächen abgemartert, hat mir seinen Schlüßel gezeigt, der weder zu- noch aufschließt, und gewiß aus einem unedlen Metalle, und nur mit Gold bedeckt ist, eben so wie er selbst in seiner gestickten Kleidung."

11.

Es war Suworoff eigen, immer, wenn er — ich wage es zu sagen — tolle Streiche angab, ernsthaft zu bleiben und nicht einmal zu lächeln, als ob das alles in der Ordnung der Dinge wäre. So mischte er sich einst in Prag mit in den Tanz; man bewegt sich rechts, er geht links und verursacht mit einem Worte einen solchen Wirrwarr, eine solche Unordnung, daß am Ende alle durcheinander sprangen ohne selbst zu wissen, was sie thaten. Als der Tanz zu Ende war, kam er auf mich herzugelaufen und sagte mit Wichtigkeit: „Hast du wohl gesehen, wie ich die Ordnung wieder hergestellt habe; cours, chaine, chasseés, alles hatte man vergessen." — „Ja freilich," antwortete ich, „ich habe wohl gesehen, wie Sie die chassés hergestellt haben." Darauf lief er von mir weg."

12.

Als wir uns auf unserem Marsche Turin näherten, kam der vormalige königliche General-Gouverneur dieser Hauptstadt, der Graf Saint-André — ein Mann, ehrwürdig durch sein ergrautes Haupt und durch die vielfältigen Erfahrungen, welche er in sardinischen Diensten gesammelt hatte, Suworoff entgegen. Der Fürst freute sich sehr über diese nützliche Acquisition; er lief sogleich mit den Worten zu ihm hinaus: „Ich ergebe mich Ihnen; seyen Sie mein Mentor. — Zeigen Sie mir Italien — dieses Vermächtniß des Ruhms zweier Zeitalter, dessen Nachkommen in die ewig unauslöschlichen Fußstapfen ihrer Helden-Vorfahren treten müssen. Ich sehe sechszehn Millionen Einwohner, getrennt von einander durch verschiedene Gesetze, Sitten und einen eingewurzelten National-Haß. Möge unter ihnen eine politische Einheit seyn. Mögen sie die Planeten einer russischen und österreichischen Sonne seyn. — Eine Seele, Ein Bayonett! das wird unsere Herkules-That seyn, das non plus ultra." — Lange konnte der Graf Saint-André nicht zu sich selbst kommen. Endlich sagte er: „Nach dem allem, was ich jetzt gehört habe, bin ich Ihr Gefangener, Ihr Sklave; befehlen Sie mir, großer Mann!" Der würdige Greis

gestand, daß er sich Suworoff ganz anders vorgestellt hätte. Sie wurden bald Freunde und schmiedeten zusammen weithinaussehende Pläne. Doch die politischen Aussichten jener Zeit vernichteten sie wieder, und gaben den damaligen Ereignissen eine ganz andere Richtung.

13.

Der Feldmarschall hatte befohlen, daß ein jeder Soldat, der sich entweder durch Tapferkeit, oder durch irgend eine besondere That auszeichnete, ihm vorgestellt werden sollte, und einen solchen umarmte und küßte er oft und tractirte ihn aus seinen eigenen Händen mit Branntwein. In der Schlacht an der Trebia nahm ein Soldat vom Försterschen Regiment, Namens Mitrofanoff, mit einem Kameraden drei Franzosen gefangen. Diese gaben ihre Börsen, Uhren und alles, was sie hatten, her. Mitrofanoff nahm es und gab ihnen einiges Geld zu Lebensmitteln. Indeß waren einige Soldaten herbeigekommen, welche die Gefangenen in ihrer Wuth niederhauen wollten; doch Mitrofanoff hielt sie davon ab, indem er ihnen sagte: „Nein, Brüder, ich habe ihnen Pardon gegeben. — Möge auch der Franzose wissen, daß dem Russen sein gegebenes Wort heilig ist.“ — Darauf theilte er die Beute mit den Kameraden. — Mitrofanoff wurde sogleich Suworoff vorgestellt. Auf die Frage: „wer ihn gelehrt hätte, so edel zu seyn?“ antwortete er: „Das russische Alphabet: Slowo Twerdo, und Eurer Erlaucht Lehre: Der Soldat ist ein Christ, und nicht ein Räuber.“ — Voll Entzücken umarmte ihn der Feldmarschall und avancirte ihn auf der Stelle zum Unteroffizier. —

14.

Als Suworoff einst in Italien bei einer Kirche vorbeiritt, trat der Erzbischoff in vollem Ornate und mit dem Crucifixe in der Hand vor die Thüre derselben und rief aus: „Sta Sol! stehe still, Sonne, und die Sonne blieb stehen und ging nicht nach Westen.“ — Der Fürst sprang sogleich vom Pferde um das Kreuz zu küssen. Der greise, vom Alter gekrümmte Erzbischoff fuhr fort: „Mit Josua's

Worten habe ich dich, Retter unserer Altäre, auf dem Wege deines christlichen Ruhmes aufgehalten; und jetzt sage ich zu dir: und vor dem Angesichte Gottes gehst du ihm den Weg zu bereiten, und den Menschen sein Heil zu erklären." — Dieses unerwartete Schauspiel erschütterte Suworoff so sehr, daß er, Thränen vergießend, dem Priester um den Hals fiel, ohne jedoch ein Wort hervorbringen zu können. — Und von diesem gottesfürchtigen Manne schämten sich die Feinde von Rußlands Ruhm nicht zu sagen, daß er gegen die Diener Gottes eine große Grausamkeit gezeigt habe.

15.

Während seines zweijährigen Aufenthalts in Cherson machte er einst in einer Gesellschaft die Bekanntschaft der Schwester unsers berühmten Admirals Cruse, und erfuhr, daß ihr Mann, der Capitain vom ersten Range Walrand, dort auf Lebenszeit zum Matrosen degradirt sey. Gerührt durch die unglückliche Lage dieses wohlerzogenen Frauenzimmers, lud er sie jedesmal zu seinen Bällen ein und tanzte oft mit ihr. Am Tage seiner Abreise zur Armee sagte er zu ihr, indem er sich in den Schlitten setzte: „Bete zu Gott; und Er wird dein Gebet erhören!" — Nach der Einnahme von Warschau schreibt er nach Petersburg: „ich weiß, daß die Matuschka Zariza*) mich belohnen wird. Die größte Belohnung für mich wäre — Walrand's Begnadigung." — Und Walrand wurde wieder Capitain vom ersten Range und starb als General-Major.

*) Die Kaiserin.

16.

Als von dem Cardinal Ruffo, dem Oberbefehlshaber der christlichen Armee in Unter-Italien die Nachricht anlangte, daß Neapel durch die Hülfe der russischen Truppen unter dem Commando des Capitains vom zweiten Range Sorokin, eingenommen sey, rief der Fürst aus: „So wäre denn auch die zweite parthenopäische Republik von der Erde verschwunden; auch sie liegt jetzt im Grabe mit der Sirene Parthenope, welcher zu Ehren sie diesen Namen erhielt. Wo ist denn der Freiheitsbaum, welchen

die Franzosen auf dem feurigen Vesuv aufpflanzen wollten? O die Prahlhänse!" — Der Cardinal schrieb diesen Erfolg in seinem Briefe allein den Siegen Suworoff's zu, denn dieser hatte alle Kräfte Macdonalds nach der Trebia hingezogen, so daß letzterer sich gezwungen sah, im neapolitanischen Gebiete nur unbedeutende Garnisonen zurückzulassen. Ich las dem Feldmarschall einen Auszug aus der von einem Augenzeugen eingeschickten Beschreibung des schrecklichen Blutbades, welches in Neapel statt gefunden hatte, laut vor. Er schauderte. Diese Schilderung enthielt Folgendes: „Nachdem die Truppen in Neapel eingerückt waren, wütheten die Calabresen mit einer beispiellosen Blutgier: sie machten ohne Schonung jeden nieder, der, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, für einen Jakobiner galt; plünderten die Häuser, mißhandelten die unglücklichen Frauen und die unschuldigen Kinder. Mehr als zweitausend Häuser wurden zerstört. Die christliche Armee übertraf die revolutionaire noch an Grausamkeit. In vielen Straßen wurden die Gefangenen lebendig gebraten und auf Bayonetten in die Höhe gehoben. Es gab Ungeheuer, welche das Blut aus den Körpern der Erschlagenen saugten. Mit sehr viel Mühe rettete Ruffo die Korn-Magazine, in welchen sich gegen 600 Patrioten verborgen hatten, vom Feuer. Die Russen sahen mit Abscheu auf solche Unmenschlichkeiten. Sie blieben nicht kaltblütige Zuschauer: sie warfen sich auf die Wüthriche, retteten die unschuldigen Opfer aus den Händen der Mörder, und bedeckten sich durch diesen Menschlichkeits-Heroismus mit einem Ruhme, welcher ewig in den hiesigen Annalen leben wird." — Hier stand der Feldmarschall auf, kreuzigte sich und sagte: „Die Feigen sind immer grausam." —

17.

Der Fürst ging oft in einer Soldatenjacke oder in seinem alten zerrissenen, vom Vater geerbten, Mantel unter den Soldaten umher, und freute sich immer, wenn man ihn nicht erkannte. Hier gab es denn oft sehr lächerliche Auftritte, welche, wenn man sie alle aufzeichnen

wollte, Stoff zu einem neuen Buche voll Anekdoten über ihn geben würden. Oft fand man ihn schlafend mitten unter den Soldaten. Einst rief dem Feldmarschall, der in der Soldatenjacke herumlief, ein vom General Derfelden mit Papieren geschickter Sergeant zu: „He! Alter! höre! sage mir doch wo Suworoff im Quartier steht?" — „Das mag der Teufel wissen," antwortete dieser. — „Wie!" rief der Sergeant; „ich habe ihm Papiere von dem General zu überbringen." — „Gib sie nicht ab," — war Suworoff's Antwort; „er ist jetzt entweder hageldick betrunken oder er kräht wie ein Hahn." Da hob der Soldat seinen Stock gegen ihn auf und rief: „Danke du Gott, alter Graukopf, für dein Alter; ich will mir nur nicht die Hände besudeln; du bist wahrscheinlich kein Russe, daß du unsern Vater und Wohlthäter so schimpfen magst." — Suworoff lief, was er laufen konnte. Nach einer Stunde kehrte er nach Hause zurück. Der Sergeant, der ihn nun erkennt, will sich ihm zu Füßen werfen, doch der Graf umarmt ihn, indem er ihm sagt: „Du hast deine Liebe zu mir in der That bewiesen: du wolltest mich für mich selbst prügeln." — Darauf bewirthete er ihn aus seinen eigenen Händen mit Branntwein.

18.

Ebenso ging es Suworoff in Finnland, als er einst auf einem Bauerwagen reiste. Auf den dortigen engen Wegen hatte er nicht Zeit genug gehabt auszubiegen, als plötzlich ein Courier, dessen Fuhrwerk an das seinige stieß, ihm einen sehr starken Hieb mit der Peitsche versetzte. Sein Adjutant Kuris, der mit ihm auf dem Wagen lag, erhob sich, und wollte dem Eilboten zurufen, daß es der Generalissimus sey; doch Suworoff hielt ihm den Mund zu mit den Worten: „Stille, stille! Ein Courier! Gott bewahre! eine wichtige Sache!" — Als sie in Wiborg angekommen waren, erfährt Kuris, daß dieser Courier der Koch des Generals Herrmann war, welcher mit einem Courier-Passe nach Petersburg reiste, um dort Provision einzukaufen. Als er dieses dem Grafen meldete, erwiederte dieser: „Nun was thut es? Wir haben Beide kein Recht Satisfaktion zu verlangen, da wir Beide incognito reisten.

19.

Einst als der Fürst von sich selbst zu reden anfing, sagte er: sich zu allen Anwesenden wendend: „Wollt ihr mich kennen lernen? Ich will mich Euch offenbaren: von Königen bin ich gerühmt, von Kriegern geliebt worden, meine Freunde haben mich bewundert, meine Feinde gelästert, bei Hofe hat man sich über mich lustig gemacht. — Ich bin oft bei Hofe gewesen, aber nicht als Hofmann, sondern als Aesop, als Lafontaine: im Scherze und in der Sprache der Thiere habe ich die Wahrheit geredet Gleich dem Possenreißer Balakireff, der sich in Peters des Ersten Umgebung befand und Rußlands Wohlthäter ward, habe auch ich Grimassen geschnitten und tolle Späße angegeben. Ich krähte wie ein Hahn, weckte die Schläfrigen und besänftigte die ungestümen Feinde des Vaterlandes. Wenn ich Cäsar wäre, so würde ich den edlen Stolz seiner Seele zu erlangen suchen; doch immer würde ich seinen Lastern fremd bleiben.“ Darauf wandte er sich zu mir und sagte: „Schreibe dieses für die Geschichte nieder.“

20.

Der Fürst Potemkin drang sich unaufhörlich dem Grafen zum Mittagsessen auf. Dieser wich dem anfangs auf alle mögliche Weise aus, fand sich aber doch am Ende genöthigt, ihn mit einem zahlreichen Gefolge einzuladen. Sogleich ließ er des Fürsten geschickten maître d'hotel Matoné rufen, befiehlt ihm eine glänzende Mittagstafel zu bereiten und kein Geld zu sparen, zu gleicher Zeit aber läßt er durch seinen Koch Mischka zwei Fastenspeisen für sich selbst zurecht machen. Der Tisch war so ausgesucht, daß Potemkin selbst darüber erstaunte. „Flüsse von Wein,“ sagte Suworoff sehr poetisch in einem Briefe an einen Freund, „trugen Gewürze beider Indien auf ihrem Rücken. — Doch seine zwei Gerichte ausgenommen aß er selbst nichts, und indem er vorgab, daß er nicht wohl sey und die Fasten beobachte, rührte er von dem Uebrigen gar nichts an. Als der maître d'hotel ihm den Tag darauf die Rechnung brachte, welche sich auf mehr als tau-

send Rubel belief, wies er ihn, nachdem er auf dieselbe die Worte: „Ich habe nichts gegessen," geschrieben hatte, an Potemkin, welcher sogleich zahlte und dabei sagte: „Suworoff kömmt mir theuer zu stehen." —

21.

In Pavia wurde der Graf eingeladen, die Universitäts-Bibliothek zu besuchen, doch er lehnte es ab unter dem Vorwande, daß er keine Zeit dazu habe. Darauf sagte er sich zu mir wendend: „Gehe doch und besieh dir dieses Makulatur-Magazin. Wie viele Millionen Gänse haben ihre Federn dazu hergeben müssen, welch ein Ocean von Dinte hat sich ergießen müßen, um das, was früher weiß war, schwarz zu machen. — Doch sage ihnen, daß Suworoff in Warschau nicht dasselbe, was Omar in Alexandrien, that: er hat die Bibliothek nicht verbrannt, sondern brachte diese Trophäe seinem Vaterlande dar."

22.

Im polnischen Kriege verspielten die Beamten des Fürsten eine beträchtliche Summe der Krone zugehörigen Geldes. Als Suworoff dieses erfuhr, lärmte er, lief aus einem Winkel in den andern und rief: „Wache! Wache! Diebe!" — Dann zog er seine Uniform an, ging auf die Hauptwache und überreichte dem wachthabenden Offizier seinen Degen mit den Worten: „Suworoff ist für Beraubung von Kron-Geldern arretirt. — Sogleich schrieb er nach Petersburg, daß man sein Vermögen verkaufen und das Geld der Krone geben möchte, weil er schuld sey, indem er für die Taugenichtse verantworten müsse, auf die er nicht genug Acht gegeben habe. Allein die Monarchin ließ sogleich das Fehlende ergänzen und schrieb ihm: „Die Casse ist vollständig." — Darauf legte er wieder den Degen an.

23.

Zu Suworoff's Sonderbarkeiten gehört auch die, daß er die Spiegel nicht leiden konnte. Ueberall, wo er

hinkam, wurden sie aus den Zimmern weggenommen. Auf den Bällen wurden sie, ihm zu Gefallen, verdeckt. Wenn es sich dennoch traf, daß er einen unverhängten bemerkte, wandte er sich sogleich davon ab und sprang schnell vorüber, um sich selbst nicht darin zu erblicken. — Einst erlaubte er, in Cherson, auf die dringenden Bitten der Damen, in ein weitgelegenes hinteres Zimmer einen kleinen Spiegel hinzustellen für die koketten Damen, wie er sich äußerte, ging aber selbst gar nicht in das Zimmer hinein. Die Folge davon war, daß auch di Damen nicht mehr hineingingen.

24.

Suworoff liebte sehr die italienischen Volks-Melodien, indem er in denselben eine gewisse Aehnlichkeit mit den russischen fand; besonders aber, wenn der Italiener in der Ferne im freien Felde singt. Dann wird man plötzlich nach Rußland versetzt. Nur muß man die Augen zudrücken, sonst zerstören die Oliven- und Citronenbäume die Täuschung. Die Volks-Melodien beider Nationen stammen von den alt-griechischen her, was man gleich hört, wenn man die griechischen Bruchstücke, welche Winkelmann aufbewahrt hat, damit vergleicht; wie solches auch Kotzebue schon bemerkt hat. — Der Graf zog den Gesang allen Instrumenten vor, indem er die Instrumental-Musik eine Nachahmung der Stimme nannte; auch trug er immer Noten von Kirchen-Musik bei sich, nach welchen er mit den Sängern zusammen auf dem Chore sang.

25.

Der Fürst that bekanntlich gern die sonderbarsten Fragen, und freute sich, wenn er passende Antworten erhielt. — Einst fragte er Jemanden, der ihm begegnete: „Wie weit ist es von hier bis zum Himmel?" — Antwort: „Zwei Suworoff'sche Tagemärsche." — und Suworoff bedeckte ihn dafür mit Küssen. — So fragte er auch einst in der bittersten Kälte eine Schildwache: wie viel am Himmel Sterne seyen? — „Sogleich werde ich

sie zählen;" antwortete dieser, und fing an: „eins, zwei drei u. s. w." — Als er bis tausend und mehr gezählt hatte, sprengte Suworoff, vor Kälte zitternd, davon, nachdem er ihn um seinen Namen gefragt hatte. Am folgenden Tage wurde der Soldat Unter=Offizier und Suworoff sagte: „Der hat mich überlistet." —

26.

Es ist nicht Allen bekannt, auf welche Weise zwei ihm eigenthümliche Wörter, die man oft in seinen Briefen und Bemerkungen, ja sogar in seinen Rapporten findet, nämlich die Wörter Unterkunft und Nichtbestimmtsagen, entstanden sind. Diese Ausdrücke sind in seiner Geschichte beinahe technisch geworden. Das erstere hat folgenden Ursprung: Nach der Einnahme von Cassano ließ der Graf den verbündeten General zu sich bitten; der Adjutant desselben gab zur Antwort, der General sey in ein Dorf, welches einige Werst davon lag, gefahren, um dort eine bessere Unterkunft zu finden. „Ha!" rief der Graf mit Unwillen aus, „jetzt sehe ich, daß ihr Unterkünfter seyd, und daß eure Unterkunft den Feind vor die Mauern eurer Hauptstadt geführt hat." — Folgender Vorfall veranlaßte sein Nichtbestimmtsagen. Einst nahm der Graf seinen österreichischen Adjutanten K. zu sich in den Wagen, und fragte ihn unterwegs: wie viel Oesterreicher sich mit den Unsrigen verbunden hätten? — Der Adjutant antwortete: „Mehrere Bataillone." — „Wie!" rief Suworoff, „nennen Sie mir ihre Anzahl." — „Ich kann nicht bestimmt sagen," war die Antwort des Adjutanten. — „Heraus! du Nichtbestimmtsager." — Mit diesen Worten jagte er ihn von dem Fahrzeuge hinunter. Seit dieser Zeit waren diese beiden Wörter, so wie auch noch einige andere, aus unserer Armee verbannt.

27.

Als unsere Truppen aus Parma ausrückten, hatte beinahe jeder Soldat ein Stück Parmesan=Käse auf sein Bayonett gesteckt, was ein sehr komisches Schauspiel dar=

bot. Als der Feldmarschall dieses sah, rief er aus: „Siehe da! da haben wir ja die Käsewoche in der Wirklichkeit! Seht, wie das Bayonett, unser Freund, zu allem tauglich ist! — es nährt uns sogar. — Gesegnete Mahlzeit, Kinder!“ — „Es ist unser Brod!“ riefen alle einstimmig aus. „Esset mit Gott,“ sagte er ihnen, „das gereichte Brod; zankt nicht; — aber vergeßt nie meinen schriftlichen Befehl: dem Einwohner thut kein Unrecht. Er tränket und speiset uns, und der Soldat ist kein Räuber. — Es gibt ja auch eine heilige Beute: erobert das Lager, und Alles gehört euch. In Ismail, wie auch anderwärts, wurde Gold und Silber handvollweise vertheilt. Doch ohne Befehl darf der Soldat nicht auf Beute gehen.“ —

Joseph II. und Pius VI.

1.

Josephs kirchliche Reformen, die er ohne Zustimmung des Papstes Pius VI. ausführte, veranlaßten diesen zu einer zwar pomphaften jedoch vergeblichen Reise nach Wien im Jahre 1782.

Jemehr sich Pius den Thoren Wiens näherte, um so glänzender wurden die Tribute der Ehrfurcht, die man ihm darbrachte. Indessen konnte sich der Kaiser nicht enthalten, einige Sarkasmen in Wort und That mit einzumischen. Er schickte ihm drei ungarische Nobelgardisten entgegen, um ihm zu Courieren zu dienen, und damit der Papst sich zugleich an die kaiserlichen Grundsätze der Toleranz gewöhnen möchte, wählte er sie aus den in Deutschland aufgenommenen Religionen. Der eine war ein Katholik, der zweite ein Lutheraner, und der dritte ein Reformirter. Als der Kardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, sich anschickte, dem Pabst entgegen zu reisen, fragte er zuvor beim Kaiser an, ob man beim Einzuge des heiligen Vaters in die Residenz die Glocken läuten dürfte? antwortete Joseph: „Ist das Fragens werth? Sind denn nicht die Glocken eure Artillerie?"

2.

Der Kaiser selbst wollte Zeuge dieses Einzuges seyn, und zugleich seinem hohen Gaste ein Zeichen seiner Hochachtung geben. Er begab sich am 21. März in Gesellschaft seines Bruders, des Erzherzogs Maximilian, nach Neustadt, übernachtete daselbst, und fuhr am nächsten

BSB MÜNCHEN

Morgen dem Pabste noch eine Strecke weit entgegen. Als beide Wagen einander in's Gesicht kamen, stiegen Joseph und sein Bruder aus dem ihrigen, und gingen dem Pabste, der ebenfalls seine Kutsche verlassen hatte, zu Fuße entgegen. Pius umarmte den Kaiser, küßte ihn auf Backen und Mund, und ertheilte ihm den Segen. Man glaubte in den Augen der beiden erhabenen Personen Thränen der Rührung zu sehen; der eine weinte leicht, und der andere wußte zu rechter Zeit zu weinen. Der Kaiser nahm den Pabst in seinen Wagen, und ließ ihn zur Rechten sitzen. Hinter ihnen folgten der Erzherzog Maximilian in einem eigenen Wagen, das päbstliche Reisegefolge und mehr als zweihundert Karossen. Der Zug konnte, wegen des außerordentlichen Gedränges von Menschen, nur sehr langsam vor sich gehen. Das Volk, in unabsehbarer Menge auf den Straßen versammelt, brach beim Anblick des Pabstes in lautes Jubelgeschrei aus, und fiel auf die Kniee, und dieser goß unaufhörlich seine Segenswünsche auf die Menge von Freude und Andacht trunkener Gläubiger aus.

3.

Um drei Uhr Nachmittags kam der Zug endlich vor der kaiserlichen Hofburg an. Der Kaiser hob den Pabst aus dem Wagen, und führte denselben in die für ihn sehr prächtig meublirten Zimmer. Ihnen folgte der päbstliche Nuntius Garampi, alle kaiserliche Minister, geheimen Räthe, Kämmerer, und Truchsesse. Pius trug sich bei seiner Ankunft in einem langen Talar von perlfarbenen Halbtuch, und auf dem Haupte hatte er ein kleines Tonsurkäppchen von weißen Seidenzwirn. Auf der Reise war er in einen weißen Pelz eingehüllt, und trug einen runden rothen Hut mit einer schmalen goldenen Borte, und einer goldenen Schnur. Die Zimmer, in welche er eingeführt wurde, waren ehedem von der Kaiserin Maria Theresia bewohnt worden. Sein Bette stund an dem nämlichen Orte, an welchem diese fromme Monarchin ihr Leben ausgehaucht hatte. In dem Betzimmer des Pabstes wurde das berühmte Kruzefixbild, das einst zu Kaiser Ferdinand die Worte gesprochen haben

B.S.B. MÜNCHEN

soll: ich werde dich nicht verlassen (Ferdinande, non te deseram)! nebst allen kostbaren Reliquien, welche Maria Theresia während ihrer Regierung von Rom erhalten hatte, auf einen besonders dazu errichteten und prächtig ausgeschmückten Altare ausgestellt. Das päbstliche Audienzzimmer war violet, und mit Silber ausspalirt. Um fünf Uhr Abends hielt der Papst, nachdem er zuvor in der Kammerkapelle dem wegen seiner glücklichen Ankunft abgesungenen Te Deum beigewohnt, und der Kaiser sich entfernt hatte, Mittagstafel. Sein Tisch, an welchem er stets allein saß, wurde, so lange er in Wien sich aufhielt, immer mit acht Schüsseln bedient, wobei allemal zwei weichgesottene Eier und einige Stengel Zimmet befindlich seyn mußten. Alle Speisen wurden von seinem eigenen Mundkoche zubereitet, der ihm auch allemal bei der Tafel als Kredenzer an der Seite stand, und von jedem Gerichte zuerst aß, ehe der Pabst zugriff. Derjenige, welcher die Speisen auftrug, knieete allemal auf der Thürschwelle nieder, erhub sich, und warf sich beim Niedersetzen der Speisen auf die Tafel neuerdings zu Boden. Nach jeder Mahlzeit legte sich der Pabst, nach italienischer Gewohnheit, zu Bette, und gab erst Audienz, wenn er aus einem kurzen Schlummer wieder erwacht war.

4.

Der Kaiser ließ es sich sehr angelegen seyn, seinem hohen Gaste den Aufenthalt in Wien so angenehm als möglich zu machen. Man verschaffte ihm Gelegenheit, alles zu sehen und zu bewundern, was die Hauptstadt an Pallästen, Gallerien, Manufakturen und öffentlichen Anstalten, Glänzendes und Merkwürdiges hatte. Der Pabst an seinem Theile unterließ aber auch nichts, um in Wien den ganzen Pomp der römischen Kirchenceremonieen zu zeigen, und dem abergläubischen Volke alles das darzustellen, was das Haupt der katholischen Welt in den Augen des großen Haufens Imposantes haben mag. Die Feierlichkeit, mit welcher er jeden öffentlichen Schritt abmaß, der glänzende Staat, von welchem er sich umringen ließ, und das Sinnliche, womit er allenthalben

wirkte, erhitzte manche warme Köpfe so sehr, daß sie vor lauter Verblendung nicht mehr bemerken konnten, wie menschlich die Figur des Papstes sey. Von den fernsten Provinzen her strömten ganze Schaaren von Menschen nach Wien, und alle Straßen wimmelten vom Volke, das jetzt kein wichtigeres Geschäft hatte, als den Pabst zu sehen, und seinen Segen zu empfangen. Die Donau war oft mit Schiffen fremder Pilgrime so angefüllt, das kaum durchzukommen war. Besonders aber wimmelte die Gegend der Hofburg, wo Pius wohnte, beständig von Menschen.

5.

Die Vorkehrungen der Polizei, alle Unfälle zu verhüten, welche das Zusammenströmen so vieler Tausende verursachen konnte, erreichte ihren Zweck nur unvollkommen. Mehrmals ereigneten sich bei den religiösen Feierlichkeiten, welche der Pabst veranstaltete, Quetschungen und Armbrüche, und der große Marktplatz war mit verlornen Hüten und Schuhen wie übersäet. Alles aber ward durch das Glück, den Pabst zu sehen und seinen Segen zu empfangen, vergütet. Dieser Eifer gränzte an Wahnsinn. In den zu der Residenz des Kaisers führenden Gassen drängten sich fast täglich zwanzig bis dreißig Tausend Menschen zusammen, um mit großem Geschrei den päbstlichen Segen zu fordern. Alle Zugänge waren verrennt, und der Pabst mußte des Tages einigemal auf seinem Balkon erscheinen, um der ungedultigen Menge, die ihm so leichte und so heiß erflehte Wohlthat zu gewähren. Kaum war dieser Haufe entlassen, so ersetzte ihn, nach eben dem Glück trachtend, schon wieder ein anderer. Der Zulauf in Wien war so groß, daß man einige Tage Mangel an Lebensmitteln befürchtete. Aus den entferntesten Theilen der Erbstaaten eilten die Gläubigen herbei, um des Glückes theilhaftig zu werden, den heiligen Vater zu sehen. Besonders zeichnete sich der lächerliche Eigensinn eines Bauers aus, welcher, um den Pabst zu sehen, sechszig Meilen weit hergekommen war. Er postirte sich sogleich in einem der von Seiner Heiligkeit bewohnten Säle. „Was wollt ihr hier?“

fragt ihn die Wache. — „Den Pabst sehen." — „Hier ist nicht der Ort dazu. Fort mit Euch." — „Nein, ich gehe nicht; warten will ich hier, bis er kommt. O ich habe gar keine Eile; thut ihr nur eure Geschäfte," — und damit setzt er sich und verzehrt ruhig sein Stück Brod. Schon hatte er mehrere Stunden gewartet, als der Kaiser von seiner Beharrlichkeit hört, und ihn selbst zu dem Pabst hineinführt, der den ehrlichen Landmann freundlich aufnahm, ihm die Hand zum Kuß, seinen Segen, und überdieß noch eine der von Rom mitgebrachten Medaillen reichte. „Wie doch die Wiener so verschwiegen sind, sagte der Bauer, indem er vergnügt wegging, haben sie mir nicht einmal gesagt, daß der Pabst denen Geld gibt, die ihn besuchen."

6.

Die Person des heiligen Vaters war es nicht allein, welche verehrt wurde, sondern auch — sein Pantoffel. Dieses eitle Geschäft nahm ihm täglich mehrere Stunden hinweg, und ein denkender Kopf hätte die peinlichste Langeweile empfunden, wenn er jeden Tag eine Zeitlang auf dem Thron hätte sitzen, und den Fuß sich hätte küssen lassen müssen, ohne dabei mit den Menschen, die zu einer so knechtischen Handlung sich erniedrigten, in Gespräche einlassen zu können, denn der deutschen Sprache war Pius völlig unkundig, und auch französisch sprach er nur sehr wenig. Dadurch, daß Jedermann leicht Zutritt fand, der ein wenig nach der Mode gekleidet war, wurden die Vorzimmer stets von Leuten angefüllt, die theils aus Andacht und theils aus Schalkheit, oder wegen der Neuheit die Ehre haben wollten, den so berüchtigten heiligen Pantoffel zu küssen. Ohngeachtet der Pabst täglich einige Stunden zum Fußkusse bestimmte, so konnte gleichwohl die Raserei so vieler Thoren nicht befriedigt werden, und der allerheiligste Pantoffel wurde am Ende noch wie ein Reliquie in mehreren großen Häusern in Wien herumgetragen, wo ihn die alten Damen andächtig verehrten.

7.

Ein anderes Geschäft, zu dem sich der Pabst hingab, bestand darin, daß er viele tausend Rosenkränze weihte, und denjenigen, die sie beteten, einen täglichen, an den Apostelfesten aber, und in der Todesstunde, einen vollkommenen Ablaß aller ihren Sünden ertheilte. Der Kaiser gab dem Pabste wenigstens unmittelbar zu verstehen, daß ihm dieser Ablaß mißfalle. Er zog den Kardinal Migazzi zur Verantwortung, daß er einen Ablaß, welchen Pius verlieh, ungefragt durch den Druck öffentlich ankündigte.

8.

Da der Aufenthalt des Pabstes in Wien gerade in die Char- oder Osterwoche fiel, so hatte er vielfache Gelegenheit, alle Feierlichkeiten der römischen Kirche auszustellen, und jemehr er selbst das äußerliche Gepränge liebte, um so weniger ließ er diese Gelegenheit unbenutzt. Der Kaiser legte ihm dabei keine Hinderniß in Weg, sondern nahm vielmehr mit Andacht an dem öffentlichen Gottesdienste Antheil. Es ist bekanntlich in der römischen Kirche Sitte, daß am grünen Donnerstage nicht nur vom Pabst, sondern auch von andern geistlichen und weltlichen Fürsten, zwölf armen Personen männlichen Geschlechts die Füße gewaschen, die dann an einer wohlbesetzten Tafel von ihnen bedient, und noch außerdem reichlich beschenkt werden. Der Kaiser überließ diese Ehre des Fußwaschens seinem hohen Gaste, wählte aber doch selbst die Repräsentanten der zwölf Apostel, unter denen der eine hundert und sechs Jahre alt war. Am Morgen dieses Tages empfing er und sein Bruder aus den Händen des Pabstes das heilige Abendmahl, und beide wohnten dann incognito der Ceremonie des Fußwaschens bei. Nachdem der Pabst die Schüssel gesegnet hatte, setzte er sie selbst auf den Tisch der Gäste. Eine davon überreichte er dem Kaiser, der sich aber mit den Worten entschuldigte, er sey blos als Zuschauer hier. Jeder Arme empfing aus seiner Hand zwanzig Dukaten, und von dem Pabst eine goldene und silberne Medaille.

9.

Durch eine Feierlichkeit anderer Art, die man in Wien auch noch nie gesehen hatte, zeichnete sich das Osterfest aus. Pius wollte den Wienern das Schauspiel einer großen oder sogenannten Pontifikalmesse geben. Man mußte in der Kathedralkirche zu St. Stephan schon einige Tage vorher die nöthigen Anstalten treffen und besonders den Hauptaltar nach römischer Art umschaffen. Ueberhaupt aber wußte man sich in die Pontifikalceremonieen, die bei einer solchen Festlichkeit Sitte sind, so wenig zu schicken, daß Tages vorher, nach Anleitung des päbstlichen Ceremonienmeisters, eine Generalprobe vom Hochamte gehalten werden mußte, wie man von Opern und Komödien dergleichen zu halten pflegt. Das Buch, worin die Sachen alle stehen, soll einen dicken Folianten ausmachen.

10.

Als der sehnlich erwartete Ostersonntag erschien, rückte schon am frühen Morgen das Militair aus, besetzte die Eingänge zu der St. Stephanskirche, und gestattete Niemanden als dem Adel, der hierzu eigene Billets vorzuweisen hatte, den Zutritt. Da es diesen Morgen bis zur Beendigung des Gottesdienstes Jedermann verboten war, sich in den Straßen, durch welche der Zug zur Kirche gehen sollte, der Kutschen zu bedienen, so stieg der Preis der Tragsessel, von siebzehn Kreuzer bis auf fünf Dukaten. Um neun Uhr fuhr der Pabst mit den Kardinälen Migazzi und Batthiani, die ihm gegenüber saßen, unter Vorreitung seines Kreuzträgers, in einem kaiserlichen sechsspännigen Gallawagen, dem noch mehrere andere folgten, von den Nobelgarden begleitet, nach der Metrapolitankirche. Alle Glocken wurden geläutet, und die Bischöffe und Prälaten gingen in ihrem Ornate Seiner Heiligkeit entgegen. Am Kirchenthore erwartete die Kuratgeistlichkeit sammt dem Kapitel, mit dem Kardinal Herzan an der Spitze, den Pabst. Dieser war ganz weiß gekleidet, aber mit einem rothen Hut bedeckt. An dem Orte, wo er ausstieg, waren mehr als dreißig tau-

send Menschen versammelt. Beim Eintritt in die Kirche, die mit den herrlichsten Tapeten geziert war, reichte der Kardinal Migazzi dem Pabste das Weihwasser, mit welchem derselbe sich und die Umstehenden besprengte. Hierauf wurde Pius, während man die Terz sang, unter einem Thronhimmel mit dem Pontifikalornate bekleidet. Der Kardinal Batthiani setzte ihm die dreifache Krone aufs Haupt. Migazzi assistirte ihm als Archidiakon, Garampi als Diakon, und der Weihbischoff als Subdiakon. Diese, sammt zwei griechischen Bischöfen und eine Menge anderer Prälaten, verrichteten die vorgeschriebenen Funktionen am Altar, auf welchem ein Krucifix mit doppelten Bildern, wovon das eine gegen die Priester, das andere aber gegen das Volk sah, und sieben Leuchter standen, von denen sechs ebenfalls gegen das Volk, und der siebente gegen die pontificirenden Prälaten gerichtet waren.

11.

Sobald seine Herrlichkeit und die übrigen assistirenden Prälaten angekleidet waren, setzte sich der prachtvolle Zug in Bewegung, und begab sich vor den Altar im Passionschor. Hier geschah die Anbetung des heiligen Sakraments, und darauf ging der Zug in den Speisechor. Die drei Kardinäle küßten dem Pabst die Hand, die Bischöfe das Knie, und die übrigen Prälaten den Fuß. Jetzt sang Pius die Terz, während welcher ihm die Pontifikalstrümpfe und Schuhe angelegt wurden. Bei dem Händewaschen bedienten ihn die Fürsten von Schwarzenberg und Auersberg wechselsweise, und der päbstliche Leibarzt brachte auf einer goldenen Schüssel das Tuch zum Abtrocknen. Nun wurde der Pabst noch mit dem übrigen Meßornate und dem Pallium bekleidet, worauf dann der Zug an den Hochaltar ging, an welchem Seine Heiligkeit die Messe hielten. In einer lateinischen Rede ermahnte er die Anwesenden theils zur Freude über die Auferstehung des Weltheilandes theils zur Bereuung ihrer Sünden. Zum Sanktus traten acht Domherren mit Fackeln hervor, und die Konsekration verrichtete der

Pabst selbst, als er von seinem Sitze auf den Altar hervorgetreten war. Mit der konsekrirten und emporgehobenen Hostie, so wie mit dem Kelche geschah eine Wendung zur Rechten und zur Linken. Den Friedenskuß empfingen die drei assistirenden Kardinäle vom Pabste und die Bischöffe vom Kardinal Migazzi. Zur Kommunion ging Pius auf seinen Thron zurück. Es wurde ein goldener Stern gebracht, und unter demselben auf der Patene die Hostie, von welcher Seine Heiligkeit nur einen Theil stehend genossen, mit dem übrigen aber den Diakon und Subdiakon kommunicirten, beide umarmten und ihnen den Frieden ertheilten. Aus dem Kelch trank der Pabst ebenfalls stehend durch ein goldenes Röhrchen, und ließ den Ueberrest den beiden kommunicirenden Prälaten.

12.

Als die Messe geendigt war, ging der Zug in der vorigen Ordnung zurück. Daß ein solcher pomphafter Gottesdienst mehr zur Verherrlichung des Priesterstandes als zur Ehre der Religion dient, ist dem Unpartheischen leicht einzusehen. Der Kaiser mochte nicht Zeuge dieser Feierlichkeit seyn, ohngeachtet für ihn ein eigner Thron errichtet war, aber freilich eine Stufe unter dem päbstlichen Throne, wie es der päbstliche Ceremonienmeister angeordnet hatte. Joseph ließ den für ihn errichteten Thron Tags zuvor aus der Kirche wegnehmen, und heftige Augenschmerzen entschuldigten seine Abwesenheit.

13.

So hatte also Pius in Wien eine sehr schwere Rolle zu spielen. Er sah sich am kaiserlichen Hofe gleichsam in eine neue Welt versetzt. Man begegnete ihm mit einer Achtung und Aufmerksamkeit, auf die er sich nicht versehen hatte; aber er fand zugleich hohen deutschen Sinn, Offenherzigkeit und festen Charakter. Er hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß der Kaiser in persönliche Unterhandlungen sich einlassen würde, weil er dabei auf seine Ueberredungskunst rechnete, allein Joseph

wich solchen Veranlassungen mit gutem Bedacht aus. Es fand überhaupt nur eine einzige förmliche Staatskonferenz statt, in der von den kirchlichen Reformen die Rede war. Pius machte hier einen Versuch, den Kaiser durch eine pathetische Rede zu rühren, worin er aus dem kanonischen Recht gezogene Argumente einmischte. Allein der Wirkung dieser Rede hatte er sich nicht sonderlich zu erfreuen, denn der Kaiser wich allen Erörterungen aus, und sagte: „Ich bin kein Theologe und verstehe das kanonische Recht zu wenig. Euer Heiligkeit werden also verzeihen, daß ich nichts mehr mündlich abhandle, sondern mir ausbitte, daß Sie alles, was Sie mir vorzustellen für nöthig erachten, schriftlich thun lassen, damit ich sodann meine Theologen darüber befragen kann. Was übrigens die von mir gefaßten Entschlüsse über Kirchen und Klöster in meinen Staaten betrifft, so wird, wie ich glaube, der Kardinal Herzan, mein Abgesandter bei Eurer Heiligkeit, Ihnen dieselben bereits kund gemacht und Sie überzeugt haben, daß meine Absicht dabei gut sey. Was bereits gethan ist, und noch erst geschehen soll, hat alles das Beste meiner Unterthanen zum Augenmerk, das zu befördern ich Gewissens halber verbunden bin, und zwar um so mehr, da die neuen Einrichtungen höchst nothwendig sind, und durch keine derselben irgend einer Glaubens- oder Religionslehre zu nahe getreten ist. Wollen Euer Heiligkeit eine weitläufigere Antwort, so belieben Sie nur Ihre Einwendungen schriftlich zu verfassen, und soll mein Kanzler sie auch so pünktlich beantworten, und ich werde sie noch zum Unterricht und zur Belehrung meiner Unterthanen drucken lassen.“

14.

Dieser Kanzler war der berühmte Fürst von Kaunitz, der bereits unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia eine wichtige Rolle gespielt hatte. Seine Grundsätze über kirchliche Angelegenheiten haben ohne Zweifel auf den Kaiser nicht wenig gewirkt; er war noch strenger als der Monarch, und begegnete dem Pabst mit einem Gefühl von Gleichheit das dieser höchst auffallend finden mußte. Als Pius in Wien angekommen war, präsentirte

ihm der Kaiser seinen Kanzler mit einem schmeichelhaften Kompliment. Der Pabst bewies sich sehr wohlwollend gegen den Kanzler, ungeachtet er in Rom nur der ketzerische Minister (il ministro eretico) genannt wurde. Er reichte ihm nicht den Rücken der Hand, sondern das Innere desselben küssen dar, welches, nach dem päpstlichen Begriffe, die größte Gnadenbezeugung war. Der Fürst that aber, als ob er nichts von dieser Etikette verstünde, nahm die ihm von dem Pabste dargebotene Hand und drückte sie, nach altdeutscher Sitte, in die Seinige.

15.

So war wohl noch kein Pabst bewillkommt worden. Pius sollte aber noch eine härtere Probe von des Kanzlers Rücksichtlosigkeit erfahren. Der heilige Vater erwartete mit Recht, daß ihm der Kanzler den ersten Besuch abstatten würde. Ein kaiserlicher Minister durfte sich doch nicht einbilden, daß das souveraine Oberhaupt der allgemeinen Kirche ihm zuvorkomme. So urtheilte Pius aber er irrte. Der Hochmuth des Fürsten Kaunitz konnte sich selbst vor dem päbstlichen Stuhle nicht beugen. Pius der seine prächtige Wohnung und vornehmlich seine Gemälde-Sammlung sehen wollte, ward endlich genöthigt, ihm mit einem Zuvorkommen zu begegnen, gegen welches sich seine Würde sträubte. Er ließ ihn fragen, wenn er ihn besuchen und die Sehenswürdigkeiten seines Palastes bewundern könne? Kaunitz bestimmte ihm den Tag und die Stunde; der Pabst stellte sich zur bestimmten Zeit ein. Als er bei dem Kanzler ankam, fand er seine Kinder und Hausgenossen in prächtigen Staatskleidern, seine Leute in glänzenden Livreen. Voll geschäftiger Leute sind Thüre, Diele, Treppen; man kommt und geht, begegnet ihm mit der seinem hohen Range zuvorkommenden Ehrerbietung. Er bereitet sich auf den ausgezeichnetsten Empfang von dem Herrn des Hauses selbst; aber er wird grausam getäuscht.

Kaunitz hatte die Gewohnheit, auch im Zimmer den Hut auf dem Kopfe zu behalten, wenn es nicht sehr warm war. Als Pius in das Zimmer trat, wo der Kanzler, wie in Gedanken vertieft, im simblen Morgenanzug am

Kamin stand und sich mit zurückgeschlagenen Rockschößen wärmte, hatte er ebenfalls den Hut auf dem Kopfe. Zwar nahm er ihn einige Augenblicke ab, setzte ihn aber sogleich, mit einer schlankweg gemachten Entschuldigung, er habe einen schwachen Kopf, wieder auf.

16.

Sobald man sich bewillkommt hatte, machte Kaunitz Anstalt zur Besichtigung der Gemälde, und bewies sich dabei ungemein geschäftig. Mit affectirter Höflichkeit lies er den Pabst bald vor- bald rückwärts treten, sich bald rechts, bald links wenden, um ihm vor jedem Gemälde den rechten Standpunkt zu geben. Zum erstenmal fühlte sich Pius von einer profanen Hand gezerrt, gestoßen; er, dem man sich sonst nur mit einem ehrerbietungsvollen Anstand näherte, und den man nur berührte, um ihm zu huldigen. Nicht ohne Anstrengung behielt er seine Fassung während dieses Auftritts, die alle, außer dem Hauptacteur, befremdete; und um die erlittene Kränkung nicht dadurch zu vermehren, daß er sie zu bemerken schien, mußte er sich noch sehr dankbar gegen den Fürsten Kaunitz für seine übergroße Gefälligkeit bezeugen. Uebrigens blieb es bei dieser Probe, die er davon erhielt. Der strenggerechte Kanzler wußte mit dem Pabste von nichts als von schönen Künsten zu reden! über andere Gegenstände wich er jeder Eröffnung aus. So verstrich beinahe ein Monat, ehe Pius noch wußte, woran er sey. Er konnte vielmehr mit jedem Tage auffallender gewahr werden, daß er sich am Ende mit einzelnen Gefälligkeiten, aus bloßer Rücksicht gegen seine Person, würde begnügen müssen. Wurde doch sogar während seiner Anwesenheit in Wien die Aufhebung der Klöster nicht unterbrochen.

Anekdoten von vermischten historischen Personen.

1.

Als Kaiser Maximilian der Erste seinen ersten Reichstag im Jahr 1495 zu Worms hielt, kam ein Franzose dahin, Claude de Batre genannt, (wie man meinte, abgeschickt von seinem Könige) ein gefürchteter Ritter, und trotzte gewaltig auf seine Stärke. Kaum hatte er Platz in der Herberge gefunden, als er sein Schild an derselben unter seinem Fenster aushing, indem er durch einen, mit ihm gekommenen Herold ausrufen ließ: Daferne ein Teutscher Lust habe mit ihm zu kämpfen, auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder auf eine Rittergabe, so sey er zu jedem dieser Kämpfe bereit. Es wollte sich nicht sogleich einer finden, der Lust hatte, etwas gegen diesen Pocher zu wagen, dem der Ruf voran ging, er sey im Kampfe der Teufel selbst. Das verdroß den wackern Kaiser Maximilian nicht wenig. Er sendete seinen Herold ab und ließ sein Schild mit dem Wappen von Oesterreich und Burgund neben jenem des französischen Ritters

aufhängen. Der Kampf wurde abgeredet um ein ritterliches Gefängniß, und ging neun Tage nach der Ausforderung vor sich. Gewappnet erscheinen beide auf der Bahn. Keiner sprach ein Wort mit dem Andern. Die Erwartung wiegte mit der Furcht und Ungewißheit sich auf allen Gesichtern der Zuschauer, alle Blicke waren auf die Gerüsteten gerichtet, die, als zum drittenmale die Trompeten ertönten, die Lanzen einlegten, auf einander losrannten und trafen, aber so, daß die Stöße abglitten. Sie warfen die Lanzen ab, griffen nach den Schwertern und „hämmerten einander ein gute Weile um die Köpfe.“ Der Franzose führte unter andern einen harten Stoß gegen den Kaiser, der diesem den Panzer trennte und ihn ein wenig verwundete. Dergleichen aber gar nicht achtend, ging dieser erst recht kräftig seinem Gegner zu Leibe, als habe er bisher nur ein Spiel getrieben, machte ihn matt und zaghaft, traf ihn auch dermaßen, daß er, als eben der Kaiser „mit einem derben Stoße ihm zum Herzen rannte,“ seine Waffen streckte, sich ergab und zum Gefängnisse sich zu stellen gelobte. Alsobald wurden die Schranken wieder aufgeblasen, und mit großem Jubelgeschrei begleitete die fröhliche Menge den siegreichen Kaiser in sein „Einlager“ (Herberge,).

2.

Herzog Christian von Sachsen war ein guter, ehrlicher Mann, einsichtsvoll und thätig, verfiel aber, auf die Regierungsgeschäfte eines kleinen Ländchens beschränkt, in seinen vielen Erholungsstunden auf Dinge, von denen er mehr erwartete, als davon zu erwarten war. Er vertiefte sich so sehr in alchemistische Träume, daß die wirkliche Welt ihm nach und nach ganz fremd wurde. Dagegen lebte er in glänzenden Zonen goldener Tinkturen, und gerieth durch seine chemische Prozesse, wie er glaubte, sogar mit mächtigen Geistern in eine sehr genaue Verbindung. — Einem solchen Manne konnten ja wohl auch verstorbene Ahnherren und Ahnenmütter erscheinen! Er legte, zu Betreibung seines Lieblingsgeschäftes, ein schönes Laboratorium an, stand mit den berühmtesten Alchemisten seiner Zeit im Briefwechsel, war den Adepten in Deutsch-

land so gut wie in England, unter dem Namen Theophilus, Abt der heiligen Jungfrau zu Lausnitz, bekannt, laborirte selbst, wurde von manchem Schwindler betrogen und gerieth endlich in eine Schuldenlast, die er niemals zu tilgen vermochte. Die Geister sollten Rath schaffen, und würden es thun; damit tröstete er sich, als er sich gezwungen sah, seinen Hofstaat um die Hälfte zu reduciren, sich selbst einzuschränken nnd für die Bedürfnisse eines fürstlichen Lebens nur noch wenige Quellen hatte.

Um das zu hoffende Gold und Silber in Cours zu setzen, legte er eine eigne Münze an, und hatte gute Münzmeister in seinem Dienste. Von den meisten seiner größeren Münzen, deren es viele giebt, wurden nur wenige Stücke geprägt, sind daher selten, und werden von Münzsammlern gesucht. Viele haben Hermetische Embleme, und ein Dukaten mit einem Palmbaume, soll aus chemischem Golde gemünzet seyn.

4.

Im Jahre 1704 wurde dem Herzoge angesagt: Er solle nun seine entbehrlichen Kammern und Zimmer leer machen, in welche das versprochene Gold durch die Pfaffen nach und nach eingetragen werden sollte. Hunderte von Säcken mußte er herbeischaffen, und die Schlüssel zu den Zimmern abgeben. Wären dieselben gefüllt, hieß es, wolle ihn der König von Waldeck hineinführen, und ihm alles was darin sey, feierlich übergeben. Erwartungsvoll sah der arme Fürst diesem glücklichen Tage entgegen, ließ die schon angeführte Münze prägen, mit den Worten: Gott wir danken Dir ꝛc. ꝛc. und machte indessen die Rechnung, wie das Erhaltene angewendet werden sollte, mit großer Pünktlichkeit, als der König von Waldeck dem Herzoge offerirte, so wahr als ein Gott im Himmel wäre, demselben zur Dankbarkeit, 6 Wochen nach Ostern ein Wahrzeichen zu überschicken, welches bestehen sollte in einem Diamant von einem Pfunde, in einem Stücke Golde, ein Pfund schwer, und in einem Pfund Perlen aus der See, Alles aus der neuen Welt. Auch sollte der Herzog ferner erhalten, die goldene Schabrake, welche der König von Waldeck aus dem Kriege

mitgebracht hatte, die goldenen Schilde und Spangen, eine goldene Fahne, zwei goldene Schlag-Uhren, und alle sein goldenes Küchengeschirr, und übrigens wolle er für seinen Freund, die goldene Bergader vollends ausarbeiten lassen, wovon der Frau von Unruh der siebente Theil beschieden sey."

Nun erfahren wir, daß der König von Waldeck hatte schnell verreisen müssen, und in der neuen Welt war. Ehe er zurückkam, konnte freilich nichts Entscheidendes geschehen.

Indessen wurde der gute, glaubige Herzog mit Briefen und durch Versprechungen getröstet, und alles das nahm er sohin, als — wenn's wahr wäre.

4.

Was war eben zu thun? Der Herzog mußte, der feierlichen Tradition wegen sich gedulden, ließ vom Rauche seiner unfruchtbaren Schmelzöfen sich zur Mumie ausdorren, und — starb darüber.

Indessen, die Rechnung war gemacht, und steht als eingebildete Ausgabe in dem eingebildeten Einnahms-Buche. „Zum Splendor des fürstlichen Sammthauses Ernestinischer Linie soll ein Hauptdirektorium angestellt werden, für 800,000 Reichsthaler. Die Herzoge zu Meiningen, Römhild, Hildburghausen und Saalfeld, sollen jeder 500,000 Reichsthaler erhalten. Zu einem adelichen Stifte sollen angewendet werden 400,000 Reichsthaler. Zu einem Zuchthause, 320,000 Reichsthaler. Für Ihro Liebden, meine Gemahlin, 300,000 Reichsthaler. Zu geistlichen Additionibus, 296,000 Reichsthaler. Zu einem Armen- und Waisenhause, 240,000 Reichsthaler. Ihro Liebden meiner Frau Tochter, 230,000 Reichsthaler. Der Herzogin von Spremberg, Liebden 200,000 Reichsthaler. Der Frau Oberlieutenantin von Unruhe, 200,000 Reichsthaler u. s. w.

Keiner von des Herzogs Räthen, Pagen, Köchen, Stubenheizern, Stalljungen, keine Hofjungfer, Wäscherin, Hausmagd ꝛc. wurde vergessen, und die Geringsten sollten 200 Reichsthaler erhalten. Die Armen aber wurden mit 674,500 Reichsthaler bedacht.

5.

Jede Donation und Fundation enthält eine Beilage der Distribution; alle mit unsäglicher Geduld, von des Herzogs eigener Hand geschrieben, und auf's pünklichste berechnet. Dann folgt eine Ausrechnung der Diamanten was sie an deren Güte werth seyn. Zuletzt steht eine Ausrechnung der überschwenglichen Macht und Kraft, sowohl der Rothen als Weißen multiplicirten und fermentirten Tinktur, mit unbeschreiblicher Mühe und Geduld in Tabellen gebracht; Eine so entsetzliche Berechnung, daß über derselben schon allein ein Mensch den Verstand verlieren könnte.

6.

Als Kaiser Otto IV. in Italien war, sah er eine schöne, edle Florentinerin, welche ihm sowohl gefiel, daß er einen Kuß von ihr zu erhalten wünschte. Er ließ endlich diesen Wunsch so laut werden, daß er zu den Ohren des Vaters dieses Fräuleins Bellinconi Berti kam, der dem Kaiser Hoffnung machte, die Erfüllung seines Wunsches zu genießen. Allein vergebens, denn die keusche Gualdrata erklärte: „Sie werde keinen als ihren Bräutigam küssen.“

Dem Kaiser gefiel diese Erklärung, ob sie gleich gegen seine Wünsche war, so sehr, daß er dem Fräulein einen seiner Barone, Guido, als Bräutigam zuführte, und dieser erhielt zum Hochzeitsgeschenk von ihm, den Distrikt Casentino und einen Theil der Romagna, unter dem Titel einer Grafschaft.

7.

Kaiser Rudolpf war schon stark bei Jahren, als er sich zum zweitenmal mit der schönen, jungen Elisabeth von Burgund vermählte, und mit ihr 1284 nach Speier kam. Daselbst empfing sie der damalige Bischoff Friedrich sehr glänzend, wurde aber von dem Anblick der schönen, jungen Frau so hingerissen, daß er sich, als er sie

aus dem Wagen hob, nicht enthalten konnte, ihr einen Kuß auf die rosenrothen Lippen zu drücken.

Das nahm die junge Kaiserin sehr übel, und verklagte den Bischof bei ihrem Gemahle. Dieser, der selbst gern küßte, wollte zwar die Sache nicht gar zu hoch nehmen, ließ aber doch, um seiner Gemahlin einige Satisfaktion zu geben, dem Bischofe sagen: „Er möge in Zukunft die Lust sich vergehen lassen sein Pacificat zu küssen; könne er aber dergleichen Antrieben ja nicht widerstehen, so möge er sich ein eigenes anschaffen.“

8.

So lange der Herzog von Choiseul am französischen Hofe noch beliebt war, hofirte und schmeichelte ihm alles, Hofgesindel nicht nur, sondern auch der völlig unabhängige Voltaire. Als aber der Minister fiel, da persiflirte er ihn eben so gut, als das übrige Antichambre Gewürme. Dafür machte sich Choiseul das Vergnügen, Voltaire's Bildniß auf die Wetterfahne seines Hauses malen zu lassen, um den schnellen Wechsel des Windes anzuzeigen.

9.

Madame Maintenon, im Gefängniß, in welches ihre Eltern gesperrt waren, geboren, später an den hinkenden und häßlichen Scarron verheirathet und in der bittersten Armuth lebend, wurde durch eine witzige Antwort, die der kleine Herzog Du Maine Ludwig dem Vierzehnten gab, plötzlich reich, denn der König hieß ihn seiner Erzieherin Hunderttausend Livres zur Bestreitung der Ausgaben für dessen Naschwerk zu schenken. Hätte Sie die Freigebigkeit Ludwigs mißbrauchen wollen, es wäre ihr ein Leichtes gewesen, vielmehr zu bekommen; aber sie gab ihm, als er sie einmal aufforderte, zu verlangen, zur Antwort: „Sire, Sie dürfen mir nichts geben.“ Wahrscheinlich wollte sie ihn dadurch belehren, daß die Könige nur die Verwalter des Vermögens ihrer Unterthanen seyen.

10.

König Ludwig der Elfte von Frankreich fürchtete den Tod so sehr, daß er nicht einmal davon konnte sprechen hören. Alle seine Diener hatten den strengsten Befehl diesen Namen nicht zu nennen, und würden sie einst sehen, daß sein Tod sich nahe, so sollten sie mit ihm nur von Buße, und nicht vom sterben sprechen. Kurz, die Furcht vor dem Tode, brachte ihn ganz außer sich, so daß er bei der geringsten Unpäßlichkeit Fenster und Thüren seiner Zimmer verschließen und dieselben stark bewachen ließ. In dieser Angst nahm er auch den erfahrnen Jacques Cocter zum Leibarzte an, und gab ihm monatlich 10,000 Gulden Besoldung.

Dessen Neffen gab er das Bisthum Amiens, und beförderte alle seine Freunde zu wichtigen Aemtern. Als der König endlich sehr krank wurde, lies er einen Einsiedler, Bruder Robert genannt, kommen, der durch sein Vorbitten bei Gott ihm das Leben erhalten sollte. Die Kloster-Jungfrauen von Tours, die im Rufe hoher Gottesfurcht standen, mußten gleichfalls für ihn bitten. Zuletzt ließ er sich die Ampel von Rheims holen, aber seine Stunde war da, er mußte sterben.

11.

Karl V., nachher deutscher Kaiser, erhielt bei seiner Geburt von seinen Pathen so stattliche Geschenke, daß dieselben wohl einer rückerinnernden Erwähnung verdienen. Sein Vater band ihm ein, das Herzogthum Lützelburg. Die Herzogin von Burgund verehrte ihm ein Kindlein, dieses trug einen goldenen Kredenzteller, der voll Edelsteinen lag. Karl von Croi schenkte einen silbernen, mit Gold ausgelegten Harnisch, dessen Bruststück mit einem großen goldnen Phönix geziert war. Der Dynast von Bergen band ein, ein goldnes Schwert. Margaretha, Tochter des Kaisers Maximilian, verehrte ihrem Pathen eine goldene Schüssel voll Perlen und Edelsteinen. Die Stadt Gent gab ein silbernes, künstlich verfertigtes Schiff. Etliche Aebte, schenkten das Alte und neue Testament, in Gold gebunden.

12.

Als Kaiser Ludwig im Jahr 1323 die heiße Schlacht seinem Gegner Friedrich von Oesterreich bei Gundersdorf in Baiern lieferte, hätte er, ohne die Tapferkeit und Entschlossenheit eines Nürnberger Patriciers, Seyfried Schweppermann, dieselbe verloren. Daher, als nach der Schlacht die Tafel bestellt werden sollte, und nur wenige Eier sich vorfanden, welche der Kaiser unter seine Feldhauptleute selbst austheilte, theilte derselbe, da Jeder nur ein Ei bekam, dem wackern Schweppermann zwei Eier aus, mit den Worten: Einem Jeden ein Ei; dem frommen Schweppermann zwei. Dieses ist mit zu seiner Grabschrift benutzt worden.

13.

Der Marschall von Luxemburg gewann dem Prinzen von Oranien die Schlachten bei Fleurus, Leuze, Stennkerken und Neerwinden ab. Der Prinz, der sich über das Glück des Marschalls ärgerte, sagte eines Tages: „Sollte es denn nicht möglich seyn, diesen Bucklichen zu schlagen?“ Der Marschall von Luxemburg, der davon Nachricht bekam, antwortete: „Wie weiß er, daß ich bucklicht bin? Er hat mich ja nie von hinten gesehen.

14.

Die große Anzahl der Fahnen, die der Marschall von Luxemburg erbeutet hatte, und die in der Kirche Notre-Dame aufgehängt wurden, gaben zu dem schmeichelhaften Ausdrucke des Prinzen von Conti Anlaß. Dieser Prinz wohnte dem Te Deum bei, das wegen des Sieges bei Marseille gesungen wurde, und führte den Herzog von Luxemburg an der Hand: „Meine Herren,“ sagte er, als er sich an der Thür durch das Volk hindurch drängte, „lassen sie doch den Tapezierer von Notre-Dame durch!“

15.

Graf Raimund V. hielt im Jahr 1772 zu Beaumaire Hoflager, und wetteiferte mit seinen Rittern, durch Ver-

schwendungen und Thorheiten des Luxus, sie zu übertreffen, erfand täglich neue, und hatte doch den Verdruß sich übertroffen zu sehen. Er schenkte einem gewissen Raimond d'Agrust die Summe von 100,000 Sous (2000 Mark Silbers), welche dieser sogleich unter 10,000 Ritter, die sich eingefunden hatten, vertheilen ließ. Wahrscheinlich brauchten diese Ritter, welche ich mir wie die ambulirenden Deklamatoren unserer Zeit denke — solche Nothhülfe recht gut; aber das fühlte Bertrand Raimbaud nicht, der auch seinen Reichthum zeigen wollte. Dieser ließ durch zwölf paar Ochsen ein großes Feld um das Schloß her umpflügen, und säete 30,000 Sous, in lauter Scheidemünze, in die Erde. Wilhelm Gromartel kam, um nicht nachzuahmen, auf den Einfall, alle Speisen, die er für 300 Gedecke bestellte, an Wachsfackeln kochen zu lassen, aber Raimond von Venoux übertraf ihn und alle anderere noch mit, indem er dreißig der schönsten Pferde, welche er mitgebracht hatte, vor der ganzen Gesellschaft lebendig verbrennen ließ.

16.

Wallenstein führte einen kostbaren Hofstaat. Seine Leute trugen sehr köstliche, reiche Livree, und viele Edelleute dienten an seinem Hofe. Wer Audienz erhielt wurde durch vier Kammerherrn eingeführt. Sechs Freiherrn und Ritter waren stets um seine Person herum, ihm aufzuwarten und seine Befehle zu vernehmen. Seine Kammerherren trugen vergoldete Schlüssel. Sein Haushofmeister war eine vornehme Standesperson; auf der Reise brauchte sein Gefolge 50 Wagen mit 6 Pferden und 50 mit 4 Pferden bespannt, nebst 6 Karossen für Standespersonen, die seinem Hofstaate nachfolgten, und 50 Handpferde mit den kostbarsten Decken belegt. Durch Erpressungen hatte er mehr als drei Millionen Thaler Einkünfte erhalten.

17.

Er war sehr von der Gicht geplagt und hatte offene Füße, auf welche er täglich etliche Pfund rohes Fleisch

legen mußte; daher konnte er nur langsam und auf einen Stock gestützt, gehen. In der Schlacht bei Lützen mußte er sich durch die Reihen tragen lassen, und erst bei der dringendsten Gefahr stieg er auf's Pferd, wurde verwundet und sein Mantel etliche mal durchschossen. Sein Kranksein machte ihn oft sehr mißmuthig und in der That, er war in keinerlei Hinsicht zu beneiden. Selbst die Soldaten, denen er Alles erlaubte, die er seine Seele nennen konnte, mochten nicht einmal seinen Tod rächen, und stimmten, als sie ihn erfuhren, das Vivat Ferdinandus mit großer Bereitwilligkeit an.

18.

Zwei astrologische Freunde Wallensteins, der eine besondere Vorliebe für die Italiener hatte und daher auch seinem Feinde Piccolomini so blindlings, zu seinem Unglück vertraute, waren Giovani Vironi und der Genueser Gianbattista Seni, den er nach Eger kommen ließ und ihn eine jährliche Besoldung von 1000 Thaler aussetzte. Mit diesen schloß er sich ganze Tage lang zu astrologischen Untersuchungen ein, der aber oft nicht seiner vorgefaßten Meinung schmeichelte. Den Abend noch, als er ermordet wurde, stritt er sich mit Seni und behauptete, eine angedeutete Gefahr dieses Tages sey vorüber, da dieser das Gegentheil mit triftigen astrologischen Gründen zu beweisen suchte. Er hatte eben das Zimmer verlassen, als Wallenstein erstochen wurde.

19.

Kaiser Karl V. hatte den protestantischen Fürsten zugemuthet, an der Procession des Fronleichnamfestes, das gerade auf den folgenden Morgen nach seiner Ankunft in Augsburg einfiel, Theil zu nehmen, um eine Probe zu machen, ob sie bei einer Feierlichkeit gegenwärtig zu seyn sich entschließen würden, die ihren Grundsätzen entgegen sey. Der Markgraf Georg von Brandenburg erklärte sich aber gegen den Kaiser mit lobenswerther Freimüthigkeit: daß wenigstens er sich nicht dazu verstehen werde.

Der zugleich anwesende König Ferdinand setzte ihm nun heftiger zu, um ihn wo möglich etwas in die Enge zu treiben; aber Georg erwiderte: „Eh ich meinen Gott und sein Evangelium verleugne, möchte ich lieber gleich hier vor Ew. Majestät niederknieen, und mir den Kopf abschlagen lassen.“ Karl versetzte mit mildem Tone: „Löwer Fürst, nit Kop ab, nit Kop ab!“

20.

Herzog Johann Kasimir von Koburg war mit der sächsischen Prinzessin Anna vermählt, die er jedoch nach einigen Jahren wegen Untreue in ein Kloster verstieß, und sich mit Margarethe Prinzessin von Braunschweig vermählte. Um seiner abgeschiedenen Gemahlin zu spotten, ließ er eine Münze prägen, auf deren Vorderseite er sich mit seiner Braut küssend befand, mit der Umschrift:

Wie küssen sich die zwei so fein.

Auf der Kehrseite ist die arme Anna in Nonnentracht zu sehen, und um sie herum stehen die beweglichen Worte:

Wer küßt mich armes Nönnelein?

21.

Der Feldzug Napoleons gegen Rußland schien Malet eine günstige Gelegenheit darzubieten, einen letzten Versuch gegen den Kaiser zu wagen, und der 23. Oktober 1813 ward zur Ausführung festgesetzt. Ein untergeschobenes Senatusconsult kündigte an, Napoleon habe am 7. Oktober bei Moskau den Tod gefunden. Die Kaiserwürde ward darin für abgeschafft, seine Ehe, die Konscription und ein Theil der indirecten Steuern für aufgehoben erklärt, dem Pabst wurden seine Staaten wieder gegeben, eine provisorische Regierung ward verordnet, Frankreich auf seine alten Grenzen beschränkt, und ein Kongreß zur Herstellung des allgemeinen Friedens angekündigt.

Anfänglich ging alles gut, aber unglücklicher Weise ward Malet bei dem Generalstab in Paris, den er zu verhaften Willens war, übermannt, entwaffnet und verhaftet. Das ganze Project scheiterte, und Malet wurde

von einer Militärkommission gerichtet. Mit einem ächt römischen Charakter verleugnete er auch vor den Blutrichtern seinen unerschütterlichen Muth nicht einen Augenblick. Auf die Frage eines der Richter nach dem Namen und der Zahl seiner Mitschuldigen, antwortete er kühn: alle Franzosen sind meine Mitschuldigen, und auch sie würden es seyn, wäre ich glücklich gewesen. „Der Präsident der Militärkommission, Graf Dejean forderte ihn auf, sich zu vertheidigen.“ Ein Mann, der sich zum Vertheidiger der Rechte seines Vaterlandes aufgeworfen hat, bedarf der Vertheidigung nicht, versetzte er mit großer Fassung: er siegt oder stirbt.“ — Malet wurde nebst dreizehn andern erschoßen.

Wohlfeile und schöne Kupfersammlungen im Verlage von
Franz Heinrich Köhler in Stuttgart.

Griechenlands und Roms Schriftsteller und andere merkwürdige Männer.

5 Lieferungen compl. 40 Büsten in Quart. Preis 1 Thlr. 12 gr. — 2 fl. 42 kr.

Inhalt:

Homer.	Epicur
Plato.	Aristophanes.
Euripides.	Aesculap.
Demosthenes.	Theophrastus.
Perikles.	Isocrates.
Pythagoras.	Herodotus.
Antisthenes.	Diogenes.
Epimenides.	Apollonius.
Anacreon.	Aristoles.
Sappho.	Aeschines.
Socrates.	Phocion.
Hercules.	Alcibiades.
Sophocles.	Asklepiades.
Pindar.	Lykurg.
Lysias.	Pitodoris.
Thucydides.	Pittakus.

Mäcen.	Terenz.	Seneca.	Apulejus.
Virgil.	Cicero.	Persius.	Germanicus.

Die römischen Kaiser des abendländischen Reiches. In chronologischer Folge von Julius Cäsar bis Constantinus. 4 Lieferungen mit 64 schönen Büsten nach Antiken. 1 Rthlr. 16 gr. — 3 fl.

Acht Büsten des Vaticans. Ausgewählt aus Visconti Museo Pio Clementinum. In groß Quart 8 gr. — 36 kr. Beste Abdrücke Folio 12 gr. — 54 kr.

Inhalt:

Jupiter.	Oceanus.	Menelaus.	Septimius Severus
Minerva.	Antinous.	Serapis.	Antoninus Pius.

Malerische Wanderungen durch die Alterthümer in Rom und der Campagna. Nach den Schilderungen der neuesten und Besten Schriftsteller. 2 Thle. gr. 8. mit 78 Ansichten nach Piranesi, elegant geheftet 1 Rthlr. — 1 fl. 48 kr.

Prospectus

über die Bibliothek des Frohsinns; 30 Bändchen in 8 Sectionen.

Man kann auf jede Section einzeln subscribiren.

I. Section. 6 Bändchen. Anekdoten von berühmten Regenten, Päpsten, Feldherren und Staatsmännern.

II. Section. 4 Bändchen. Anekdoten von Künstlern und Gelehrten aller Nationen.

III. Section. 4 Bändchen. Anekdoten, scherzhaften Inhaltes.

IV. Section. 4 Bändchen. Deutsches Volksthum. A. Neue Zeit: Volksscenen aus dem Leben großer Hauptstädte, bestehend in Lokalwitzen von Berlin, Wien, München, Hamburg, Frankfurt u. s. w., Schilderungen der jetzigen Volksfeste, Wallfahrten, kirchlichen Feierlichkeiten, Congresse 2c. B. Mittelalter: Sitten und Gebräuche bei Krönungen und Reichstagen, Carnevalscenen, Turniere, Vehmgerichte, Hexenprocesse, die Minnehöfe, Troubadours, Meistersänger u. s. w.

V. Section. 2 Bändchen. Travestieen und Parodieen, Epigramme, Wortspiele und Räthsel.

VI. Section. 4 Bändchen. A. Quodlibet. Enthaltend Schwabenstreiche, Hirschauer Stückchen, Krähwinkler und Schildburger Anekdoten. Ferner auffallende Zeitungsanzeigen, unorthographische Aufsätze, Druckfehler, Briefsteller des Komus. B. Humoristische Perlenschnur. Auswahl der witzigsten Stellen aus: Swift, Bocaccio, Cervantes, Abraham a Sancta Clara, Matthias Claudius, Börne, Heine, Castelli, Maltitz, Saphir, Müllner, Lichtenberg, Langbein, Hippel, Thümmel u. a. m.

VII. Section. 4 Bändchen. Potpourri. Erzählungen von Betrügereien pfiffiger Beutelschneider, falscher Spieler, nebst merkwürdigen Geister- und Räubergeschichten. Volkssagen vom Rübezahl, vom Blocksberg u. dgl., geistliche Legenden und Wundergeschichten, magnetische Kuren, Merkwürdigkeiten aller Art.

VIII. Section. 2 Bändchen. Raritäten. Die schönsten alten Romanzen und Minnelieder, Nationalgesänge, Zunft-, Commers- und Trinklieder, Bausprüche und Giebelreden; Blumenlese aus der allemannischen, plattdeutschen, österreichischen, baierischen, preußischen und schweizerischen Mundart, deutsche Sprachproben aus allen Jahrhunderten, Sprichwörter u. s. w.

Stuttgart 1836.

Die Buchhandlung von F. H. Köhler.

In derselben Buchhandlung erschien so eben:

Taschenbibliothek für Reisende

auf

Eisenbahnen, Dampfschiffen und Eilwägen,

redigirt

von

Prof. Dr. J. M. Braun.

Erstes Bändchen.

Heidelberg, Mannheim, Schwezingen.

Mit einem Plane des Gartens von Schwezingen.

Niedliches Taschenformat elegant broschirt. Preis 36 kr.

Der Plan von Schwezingen apart 12 kr.

In derselben Buchhandlung erschien so eben:

Taschenbibliothek für Reisende

auf

Eisenbahnen, Dampfschiffen und Eilwägen,

redigirt

von

Prof. Dr. J. M. Braun.

Erstes Bändchen.

Heidelberg, Mannheim, Schwezingen.

Mit einem Plane des Gartens von Schwezingen.

Niedliches Taschenformat elegant broschirt. Preis 36 kr.

Der Plan von Schwezingen apart 12 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen

Bd.: 1

Stuttgart (1836)

H.misc. 368 r-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739829-5